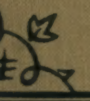
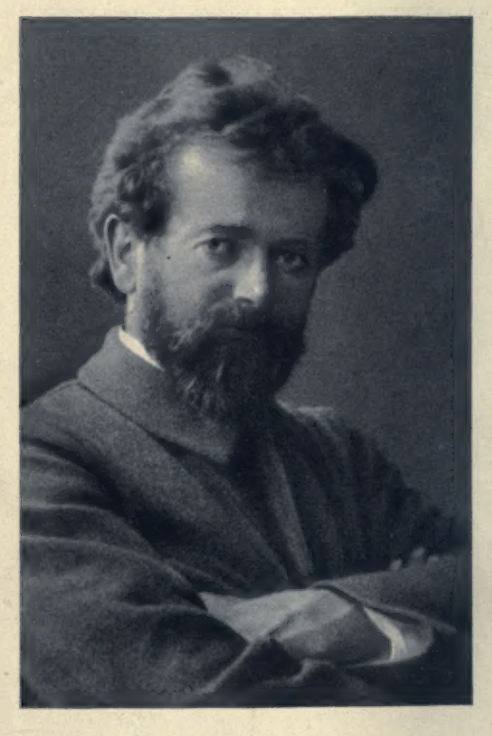
Emil Gött



Emil Götts
Gesammelte Werke
Erster Band



Carl Götz

Emil Götts Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Roman Woerner

Erster Band
Fünfte Auflage

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München

Erster Band

Biographische Einleitung

Gedichte · Sprüche

Aphorismen

Vorwort

Die Ausgabe der Werke Emil Götts, von der zunächst diesen Herbst drei Bände in rascher Folge dargeboten werden, kann und soll keine historisch-kritische sein und keine den ganzen Nachlaß umfassende.

Herzhaft verflucht der Dichter einmal, nachdem er dramatische Jugendsünden dem Feuer übergeben hat, in seinem Tagebuch jeden, der etwa bei ihm den Waschzettelsammler machen werde, und beklagt, daß man alles sammle und herausgebe, was der Urheber verworfen, ja sogar noch die durchstrichenen Stellen mit der Lupe zu entziffern brachte.

Diesem ersten, außer der biographischen Einleitung Gedichte, Sprüche und Aphorismen enthaltenden Bande reihen sich im zweiten und dritten die Dramen an: im zweiten ‚Der Schwarzkünstler' und ‚Edelwild'; im dritten ‚Mauserung' und ‚Fortunatas Biß' (aus dem Nachlaß).

Geplant sind noch drei Bände, und zwar würde Band IV die volkstümlichen und humoristischen Erzählungen und Skizzen bringen, Band V und VI Tagebuchblätter und Briefe.

Götts wiederholte Versuche, die Aphorismen unter dem Titel ‚Selbstgespräche' zu sichten und zu sammeln, sind niemals zu seiner Zufriedenheit gediehen. Deshalb mußte der Herausgeber Wahl, Ordnung und Einteilung auf sich nehmen. Bei flüchtigerem Lesen mag es den Anschein haben, als wären so manche fremdes Gut, fast wörtlich aus Nietzsche entlehnt oder Maeterlink. Aber dann ist es stets eine leise und doch scharfe Wendung Götts, die seinen Ausspruch zur Kritik

des fremden erhebt, zu einem neuen Postulat. Ein Beispiel! Er ruft Nietzsche zu: „Damit Kinderland werde, muß Vaterland sein."

Die Aphorismen sowie die meisten Gedichte und Sprüche des ersten Bandes sind den zahlreichen Taschenbüchern entnommen. Aus den Tagebüchern sind einstweilen noch nicht alle mit dem Text verwobenen hinzugefügt, um eben die zur Veröffentlichung bestimmten Teile nicht zu berauben.

Eine Anzahl Aphorismen aus den Taschen- und den Tagebüchern hat Gött selbst in der ‚Jugend' und in der ‚Täglichen Rundschau' veröffentlicht. Mit innerem Kampfe und Widerstreben. Denn nicht nur deuchte es ihn, in all seiner Armut, schmachvoll, aus seinen Bekenntnisdichtungen (Edelwild und Fortunata) Erlös zu ziehen — was er auch lebenslang nicht getan hat, er fand es schon unwürdig, Gedanken kleinweise in Geld umzusetzen, die das Ganze

seiner Weltanschauung bildeten. Als er, in der Bedrängnis, doch endlich eine Auswahl traf, war er's wohl zufrieden, daß die Schriftleitung der Auswahl wieder nur eine Auswahl entnahm. So würde er weniger leicht erkannt, sein Lebenswerk weniger preisgegeben. Sonst hat er nur, ganz spät noch, den ‚Grünen Blättern' eine in ihren Rahmen passende Reihe von Äußerungen zum Abdruck überlassen.

Einen andern Standpunkt nahm er natürlich ein, wenn er, als Mitarbeiter der Jugend (unter dem Namen Zeno) und der Täglichen Rundschau, besonders für den Zweck geschriebene Aufsätze und Skizzen beitrug.

Das Verdienst, diese Ausgabe ermöglicht zu haben, gebührt dem langjährigen treuen Freunde Götts, Professor Gustav Killian in Freiburg i. Br. Er hat die Masse des völlig ungeordneten Nachlasses — Philosophisches, Dichterisches und Ge-

schäftliches, Eigenes und Lesefrüchte in beinahe unentwirrbarem Durcheinander — Monate und Monate hindurch unter seiner sorgfältigen Überwachung ins reine schreiben lassen. Noch sei der beratenden Hilfe eines zweiten Freundes dankbar gedacht, des unlängst so früh verschiedenen Professors Wilhelm Wetz, den ja der Dichter auch selbst im Nachwort zur Mauserung als seinen „ewig unzufriedenen" Mahner rühmt.

Die Einleitung, zu der Emil Strauß unentbehrliche Mitteilungen gespendet hat, ist eine gemeinschaftliche Arbeit des Herausgebers und seiner Schwester U. Carolina Woerner. Beide sind zu dem Dichter in ein ganz spätes freundschaftliches Verhältnis getreten, aber in ein so inniges, als hätte die vorschattende Nähe des Todes jedes Gefühl zur schnellsten Entwicklung gedrängt. Und zwar hat sich das Verhältnis zu der Freundin, wie so oft bei Götz, noch aufschlußreicher gestaltet, als das zum Freunde.

Mit ihr hat er Briefe gewechselt bis zu den letzten Lebensstunden, hat ihr eine noch genauere, noch wesensvollere Kunde seines Innenlebens vermittelt. So ist es Pflicht geworden, einen Abriß seiner Persönlichkeit in vereinter Bestrebung zu versuchen.

Freiburg i. Br., im September 1910.

*

Die vorliegende fünfte Auflage ist, wie die vorhergegangenen, ein unveränderter Abdruck der ersten, nur bereichert, aus Privatbesitz, durch das Gedicht ‚Mein Trost'.

Emil Gött

1.

Am Fuße des Zähringer Schloßberges bei Freiburg im Breisgau steht auf waldbeschirmter Halde, weit über die Ebene hinblickend, ein grün umsponnenes Haus. Dort lebte, dort sann und sorgte und schuf ein badischer Dichter und Denker — Emil Gött, der am 13. April 1908, viel zu früh für sein Wollen und Wirken, aus einem feindseligen und doch so geliebten Leben schied.

Gestalt und Angesicht dieses Schwarzwälders, dieses echten Sprossen des badischen Volkstums, waren wie aus einem Bilde von Hans Thoma geschnitten. Als Hintergrund: die ernste und milde Landschaft, von Feld und Wiesen und Obstgelände zu Rebenhügeln zum Tannendunkel emporsteigend. Und der Mensch

dieser gleichsam innerlich verhaltenen Landschaft — ein innerlich einsamer, wie alle wahren Idealisten, alle „Wesentlichen".

Deutschland hat ihn erst verlieren müssen, um ihn kennen und würdigen zu lernen. Damit soll diesmal nicht so sehr ein Vorwurf ausgesprochen werden, als vielmehr eine Tatsache, an der Gött seines Teils mitschuldig gewesen und die für ihn bezeichnend ist.

Sein gehaltreichstes Werk hat der Dramatiker vor der Aufführung wieder von der Bühne zurückgezogen; ein zweites als Torso liegen lassen; ein drittes entweder vernichtet oder sonst verschleudert. Und wer konnte wissen von dem Lyriker und Spruchdichter, dessen innige Strophen, aus Freundesbesitz und Tagebüchern und vergilbten Papiermassen hervorgeholt, erst jetzt den Sammlern des Nachlasses vor Augen gekommen sind zu immer neuem Erstaunen? Wer konnte wissen von dem Kenner und Künder unserer Innenwelt, von dem furchtlosen Ergründer auch der Über- und Unterwelt des heutigen Menschen, von dem unerbittlichen Satiriker und wiederum von dem allversöhnenden, allversöhnten Humoristen; von dem, der ein Weiser und ein Kind gewesen, ein Pflüger der Erde und ein Sphärenwanderer von höchstem Schwunge der Einbildungskraft, — wer konnte von ihm wissen, da nur Weniges seiner Fülle, besonders seiner Aphorismen und Betrachtungen,

im Druck erschienen ist, hier und dort verzettelt und nicht einmal unter seinem Namen.

So ist es freilich nun eine dankbare Aufgabe gewesen, den Nachlaß zu sammeln: die reifsten Erntegaben eines werktätigen und beschaulichen, eines brausenden und ruhenden, eines aus der Tiefe und Wahrheit gelebten Menschen- und Dichterlebens.

Keine merkwürdigen, die Phantasie anregenden Ereignisse sind zu berichten aus seinem kurzen Erdenwallen, das dennoch — ich führe Worte seines Freundes Richard Dehmel an — „so viel reicher war, so viel begnadeter von der höchsten Natur, als das der meisten Langweiligen".

Zu Jechtingen am Kaiserstuhl wurde Emil Gött den 13. Mai 1864 schlichten Eltern ländlichen Stammes geboren. Alle besten Geschenke eines steten Volkstums verlieh ihm die badische Heimat. Schon der Großvater mütterlicherseits, ein wackerer Küfermeister, scharf aus- und umblickend, in den schwierigen Revolutionsjahren mutig und von großherziger Menschenliebe, überragte seine Umgebung. Diese Männlichkeit von echtem Schrot und Korn und der furchtlose Helferwille erneuern sich im Enkel, nun vereint mit Eigenschaften, die auch wieder an der Mutter vorgebildet erscheinen. Von ihr hat er das in Liebe und Begeisterung, aber auch in Unmut und Empörung jäh aufwallende

Temperament und die lebhafte Einbildungskraft, die zusammen den Dichter ausmachen.

Wo eine stattliche Kinderschar groß werden soll, kann auch eine gut beobachtende Mutter, bei täglicher Sorgen- und Arbeitslast, nicht immer ein besonderes Augenmerk haben auf das eigenartige Kind; müssen auch ihr die einzelnen Charakterzüge, von kleinen Begebenheiten und Ereignissen ans Licht gebracht, nur zufällig bekannt werden. Da ist es nun vielsagend, daß der Mutter Götts, deren so tapferes Fleisch und Blut er in jedem Sinne war, die selbst nach einem harten Leben jetzt noch der überschwenglichen Freude fähig ist, — daß ihr fast nur schwere und traurige Anlässe aus Kindheit und Jugend des Sohnes haften geblieben.

Der Knabe war innerlich und äußerlich wohlgebildet, sehr geweckt, brav, folgsam, ungemein wahrheitsliebend, zärtlichen und liebevollen Herzens. Und frühzeitig geriet er in die Not und Drangsal eines Wachstums, das etwas mehr Luft und Licht im engen Schattenwinkel gebraucht hätte, als das der Geschwister. Aber nicht allein solche Ungunst der Verhältnisse bringt Gefahr: werden Psychologie und Pädagogik überhaupt je lehren können, ein begabtes Kind, das durchscheinende Gefäß der Kräfte und Geheimnisse, — vor den Stößen der Alltäglichkeit zu bewahren?

Der Vater, erst Feldwebel in Karlsruhe, später, nach schwerem Krankenlager, Kanzlist im Grundbuchamt zu Freiburg, militärisch gewissenhaft, nüchtern, war nur auf das Nächste gerichtet, auf den sofort greifbaren Nutzen und Brotverdienst. Er weigerte sich hartnäckig, dem Rate der Lehrer zu folgen und den Knaben am Gymnasium anzumelden. Heimlich tat es die Mutter, „vom Büble flattiert" mit Versprechungen, wie fleißig er sein wolle.

Das hielt er zunächst und brachte zweimal den ersten Preis nach Hause. Doch die streng religiösen Tanten „schupften" ihn zur Türe hinaus mit dem Buch — es waren Schwabs ‚Schönste Sagen des Altertums' — das die „schlechten", d. h. die liberalen Professoren ihm verliehen hatten. Weinend schlich er davon und riß die Widmung aus dem Bande. Den Überempfindsamen verletzten ähnliche, nicht seltene Erfahrungen um so mehr, als er schon anfing, an der Krankheit der Frühreifen zu leiden, am Zweifel. Bei der ersten Kommunion ist sein einziges Flehen zu Gott, ihm ein beruhigendes und bestätigendes Zeichen zu geben; er empfing es nicht, nach seinem Gefühl.

Unter den feindlichen Mächten die unüberwindlichste war die Schule. Seltsam, daß gerade in den siebziger und achtziger Jahren, nach dem glorreichen Kriege, so viel Kleinlichkeit, Unverstand und Philistertum in der Schule

die Zuchtrute schwang, wogegen sich jetzt, in unsern Tagen, die Anklagen erheben in ergreifenden Kunstwerken wie ‚Freund Hein‘ von Emil Strauß und Herrmann Hesses ‚Unterm Rad‘. Auch Gött quälten noch als Mann aufreizende Erinnerungen:

Unter der knöchernen Faust des Lehrers,
Im scheelen Blick seines Auges,
Angesprüht von seinem zornigen Speichel —
Wie soll sie sich da entfalten die Menschenpflanze!

Offenkundige Ungerechtigkeit und Mißhandlung erfuhr er allerdings nur von einem, später geisteskranken Lehrer. Besonders erbitterte ihn, daß er den Angeber spielen sollte. Er fühlte sich gehetzt, wurde unbotmäßig und schwer zu behandeln — ein Knabensonderling, der nun ganz den eignen geistigen Bedürfnissen nachging. Um jeden Sparpfennig kaufte er Bücher, holte aus der Bibliothek Werke, die kein Mitschüler je begehrte, las unablässig Schlossers Weltgeschichte, bis sie der Vater vor seinen Augen verbrannte, und begnügte sich für die Schule mit den notwendigsten Leistungen. Ihm war eben, wie so vielen mit den Regeln und Ausnahmen gequälten Knaben, die lateinische Grammatik von Ellendt und Seyffert — „Elend und Seufzer“. Die Note sehr gut erhielt er, laut allen Zeugnissen, nur im Turnen; sonst gut, hinlänglich, noch genügend; nur im französischen Stil ungenügend.

Die Schule, die Menschen, das Leben waren ihm zum Ekel geworden, als er vor dem Abiturium stand. Man ließ ihn fallen, obwohl die ganze Klasse für ihn bat. Die Verzweiflung war groß. Der Vater wollte nichts für ihn tun; die Mutter setzte es schließlich durch, daß er nach Lahr kam. Dort fand er im allverehrten Direktor, dem Freund der Schüler, auch seinen väterlichen Freund, und sogleich wurde seine Stimmung hell, heiter, mutig. Der Stärkste in der Klasse, behauptete er sich im Notfalle furchtlos einer gegen viele, wehrte von Schwächeren Unbill mit der Faust ab, stets hilfsbereit und von einer Menschenliebe, die mehr seinem früh entwickelten Mannesgefühl entsprang, als weicher Fühlsamkeit.

Noch der Gymnasiast war zu den jüngeren Geschwistern sehr zärtlich, trug sie herum und ließ sich von den Kameraden Kindsmagd hänseln. Damals war große Handwerksburschenplage. Emil nahm jeden, der anklopfte, in seine Stube herein; keinem durfte der Imbiß vor die Türe gereicht werden; damit hätte man ihm das Schlimmste antun können. Einem Halberfrorenen die Füße trocken zu reiben, ehe er ihm die eignen Schuhe anzog, und — eine Verfassung zu entwerfen für die südafrikanischen Burenstaaten: das war für den jugendlichen Tatmenschen die gleiche Forderung, der er mit gleichem Eifer nachkam.

„Den größten Mut", erzählt die Mutter, „bewies er bei dem schrecklichen Hugstettener Eisenbahnunglück anno 82. Er war mit dem Polizeiarzt der erste am Platz — hängte sich hinten an die Droschke — legte so den ganzen weiten Weg zurück. Dann turnte er sich in die umgestülpten Wagen, wozu ihm die Feuerwehr mit Fackeln leuchtete. Mit Riesenkräften langte er die Toten und Schwerverwundeten hinaus, unter Donner und Blitz und wolkenbruchartigem Regen. Des andern Morgens hing sein Anzug hinter der Türe, dick mit Blut übergossen. Er aber war so erschöpft, daß er nicht aufstehen und lange nicht essen konnte; er wurde so ernst, weil ein Menschenleben nicht mehr wert war, als so jämmerlich zu Grunde gehen zu müssen."

Diese furchtbare Überanstrengung dürfte wohl das schwere Herzleiden vorbereitet haben, dem er in den besten Jahren erlag.

So ragten schon früh, in Schule und Leben, weit über das Jugendliche hinaus zwei seiner vornehmsten Eigenschaften — später die wahren Stützen und Säulen seines Wesens: die unerschütterliche Tapferkeit des Rechtsgefühls und der allmenschliche Gemeinsinn.

Emil hatte Pfarrer werden sollen, Lehrer; beides lehnte er ab, als ihm nicht gemäß. Und was allein

war ihm gemäß in den Jahren der suchenden Seele, da er die Hochschule bezog, erst in Freiburg, dann in Berlin? Aus irgendeiner Dichterbiographie läßt es sich erfahren, wonach die werdenden Gestalter, die künftigen Schöpfer und Spender, trachten und ringen. Mit Augen, die mehr sehen als das Wirkliche, durchspähen sie das Getriebe um sich her; den Atem verhaltend, durchlauschen sie die verworrenen Stimmen des Lärmens und des Schweigens; mit verlangend ausgebreiteten Armen wollen sie an sich raffen ihren Stoff, die Welt und was in ihr wandelt und wechselt. Und darüber — auch das ist eine wiederkehrende Märe — versäumen sie, sich eine Stelle zu sichern, wo sie dann ruhig und sorgenfrei ihre Werkstätte errichten und eröffnen könnten.

Zwei spätere Worte Götts, die sich ergänzen, werfen Licht auf sein Unterlassen wie auf sein Streben. „Geh du vernunftwärts, laß mich triebwärts gehen!" Und: „Ich will eingehen in weite, hohe Räume, ob auch durch enge Türen und über schwierige Treppen."

Im Herbste 1884 schrieb er sich an der Universität Freiburg ein und hörte vier Semester lang vornehmlich deutsche und romanische Philologie und Sprachwissenschaft; außerdem Philosophie und Geschichte. „Sehr fleißiger Besuch", bemerkten die Philologen Hermann Paul und F. Neumann zum Testat ihrer Vorlesungen

und Seminarübungen; „mit ausgezeichnetem Fleiße“, bestätigte der Philosoph Riehl. Bei Holst hörte er deutsche Geschichte von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege, Geschichte des 19. Jahrhunderts und Geschichte der französischen Revolution („sehr fleißiger Besuch“); bei Brugmann Einführung in die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache. Die Wahl und Zusammenstellung des Studienplanes deutet an, daß er doch versucht habe, auf eine praktische Laufbahn — Staatsexamen in den philologisch-historischen Fächern — hinzuarbeiten.

Gleichzeitig trat er in den akademischen Turnverein Markomania; er blieb mit den Vereinsgenossen in guten Beziehungen, auch als er im folgenden Jahre, durch die Verhältnisse gezwungen, wieder ausscheiden mußte.

Zu Anfang Mai 1886 wurde Emil Strauß Kandidat der Philosophie in Freiburg. „Ein befreundeter Markomane“ — berichtet er in kurzen, für diese Lebensskizze entworfenen Aufzeichnungen — „den ich nach einem älteren Semester zur Orientierung gefragt hatte, brachte mir den Gött, der eine blauangelaufene starke Brille und ein zierliches Schnurrbärtchen trug. Da er selbst nur herumhospitierte, konnte er mir natürlich zu einem soliden Studium keine Anregung geben; doch wußten wir nach einer halben Stunde, was der andere vor hatte. Ich wurde auch Markomane und traf ihn

nun oft beim Turnen, auf dem Fechtboden, auf der Kneipe; im Café war er am regelmäßigsten und spielte viel Skat. Bei Holst (französische Revolution) sah ich ihn öfter, seltener bei Riehl. Er las damals viel Jensen, hatte Jensens Skizzenbuch in der Tasche und empfahl mir Gutzkows Maha Guru, das mir aber, zu meiner heimlichen Beschämung, frostig und langweilig erschien. Johannes Scherr deuchte ihn der wahre Historiker. Übrigens war sein Geschmack und literarisches Urteil viel ruhiger und reifer als meines; ich las Bleibtreu, Conradi, Liliencron, Hauptmanns Promethidenlos, das ich fast auswendig wußte, und hielt die ‚Gesellschaft'. Es wunderte mich, daß er da nicht Feuer und Flamme wurde und mit Zlatorog kommen konnte, den er sehr gern hatte."

Im Wintersemester 1886/87 trieb es den ungeduldigen Götz in die Ferne — nach Berlin. Er belegte Curtius ‚Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen und Römern, mit Benützung des königlichen Museums' und die archäologisch-historischen Übungen.

„Doch schon im Mai 1887" — erzählt Strauß weiter — „fand ich ihn in Freiburg; unser eigentlicher Verkehr begann, er suchte mich täglich auf. Bald bekam er zu Hause Händel und zog mit dem Gelde, das ihm seine Großmutter gab, nach Genf, um zu schriftstellern. Als ich von einer Pfingstreise zurückkehrte, wohnte er in

meiner Bude; das Geld und der Mut waren ihm in Genf ausgegangen, auch konnte er das Alleinsein nicht ertragen. Einige Freunde legten zusammen (aber wir hatten alle selbst nichts!) und schickten ihn zurück nach Berlin zu andern Markomanen, die ihn mit durchreißen konnten. ‚Lieder einer Kranken' und eine Novelle ‚Waterloo' (wenn ich nicht irre: im Spital träumt einer die Geschichte!) sind aus dieser Zeit."

Im Herbst versöhnte er sich mit dem Vater und erhielt die Erlaubnis, noch das Wintersemester 1887/88 in Berlin zuzubringen. Es scheint, daß er sogar das „Herumhospitieren" nun aufgab — wenigstens finden sich keine Eintragungen mehr im Kollegienbuch. Er wohnte meist in Friedrichshagen und schrieb dort seinen dramatischen Erstling, das Studentenstück: ‚O academia!'

Offenbar hätte er gern nach der Wirklichkeit gearbeitet, denn er besuchte zu den Vorstudien wieder die Kneipen, die ihn, den Nichttrinker, sonst abschreckten. Es blieb jedoch beim guten Willen. O academia! schildert, theatralisch nicht ungeschickt, wenn auch mit ganz herkömmlichen Mitteln, Schattenseiten des Korpslebens. Der Held, dem das leichtsinnige Schwelgen Gewissen und Gefühl eingeschläfert hat, wird von einem ganz verderbten Vereinsgenossen tiefer und tiefer geführt in Verbrechen und Schande. Ein wohlmeinender Oheim, ein wackerer

Studienfreund im Gegensatz zum mephistophelischen, eine edle Braut und ein betrogenes und verlassenes Mädchen aus dem Volke: man kann die rührende und mahnende Handlung fast schon aus dem Personenverzeichnis erraten. Nirgends Ansätze zu einer mehr als schablonenhaften Charakteristik, doch überall Anzeichen des jungen Reformatorwillens.

Götts Vater, hart kämpfend, in abhängiger Stellung, deshalb von der Alleinherrschaft des Geldes überzeugt und aller Poesie, allen „Flausen" abgeneigt, er hat doch diesem Werk des Sohnes nicht widerstehen können. Beide Eltern lasen bis lange nach Mitternacht und weinten dann bis zum Morgen vor Rührung und Freude. Die Mutter, von den Gaben ihres Schmerzenskindes überzeugt, sah ihm den Weg in eine ruhmvolle Zukunft offen.

Den Sommer 1888 mußte Gött in Freiburg bleiben, so sehr es ihn verlangte, nach Lausanne zu kommen, wo der Freund das Semester zubrachte. Im Herbst vollendete er sein zweites Drama, Bianca Capello, von dem sich nur wenige Bruchstücke im Nachlaß vorgefunden haben. Gerade dieses Dramas erinnert sich Emil Strauß als des besten unter den Jugendarbeiten. Noch ein anderes dramatisches Gedicht ist verschollen, in dessen Mittelpunkt irgendwie die beiden Münster stehen sollten, das Freiburger und das Straßburger.

Aus seiner Sommerwohnung in dem schön gelegenen Güntherstal übersiedelte der angehende Dramatiker im Herbste wieder in die Stadt. Jetzt „wurde er mit den Freiburger Literatur- und Theaterleuten Benda, Flemmich, Sommer, Kurt Abel bekannt, und das Ansehen, in das er sich sofort setzte, tat ihm nach trostlosem Winter sehr gut". Da regte sich neu die Schaffenslust. Im Frühling schrieb er das Lustspiel ‚Freund Heißsporn', zu dem eine Geschichte aus einem uralten Lahrer Hinkenden Boten den Stoff und eine ihm bekannte Berliner Familie mancherlei Lebenszüge hergab, und plante einen Salpeterer-Novellenzyklus — Schilderungen des Wesens und Lebens jener seltsamen politisch-religiösen Sekte auf dem südöstlichen Schwarzwald, über die der Volksschriftsteller Pfarrer Hansjakob in einem auch kulturhistorisch wertvollen Büchlein Aufschluß gegeben hat.

Im Februar 1890 wurde Freund Heißsporn (als Bühnendruck bei Entsch erschienen) mit bestem Erfolg im Freiburger Stadttheater aufgeführt. Auch diesem Stücke fehlt noch eigner Ton und Stil; auch hier ist Zeichnung und Farbe altmodisch überdeutlich und gewaltsam. Doch der Titelheld in seiner Tüchtigkeit und rücksichtslosen Ungeduld, seinem echt Göttischen Wesen, und die Fabel — stürmische Brautwerbung des welterprobten Kämpfers unter Mißachtung der bürgerlich guten Sitte —: das sind schon erste, spielende Anläufe

zu der kraftvoll sicheren Behandlung des gleichen Vorwurfs in ‚Fortunatas Biß‘.

Zur selben Zeit wurde ein zweites Werk der leichten Muse vollendet. Vom akademisch-dramatischen Verein um ein Fastnachtsspiel ersucht, hatte Gött begonnen, des Cervantes Höhle von Salamanca zu bearbeiten. Mehr und mehr war aus dem fremden ein eigenes Werk geworden, das Lustspiel in Versen ‚Der Adept‘. „Der kecke Angriff und die vorschwebende Idee“, bemerkt der Dichter selbst, „erwiesen sich als von so glücklicher Zugkraft, daß der derbe Farcenstoff, sich lichtend und schmeidigend nach außen und innen, den vorgefundenen Rahmen überschwoll, und ein ungleich stattlicheres und ernsteres Gebilde entstand, als der absichtslose Anfangswille wissen konnte.“

Mit den Tantiemen des Heißsporn reiste Gött nach Berlin, den Adepten bei einer Bühne anzubringen. Zunächst vergeblich.

Die Freunde trafen dann im Mai wieder in Heidelberg zusammen; sie wollten auf dem Schwarzwald ein „Sommerbiwak“ beziehen. Emil Strauß war aus Gesundheitsrücksichten zur vegetarischen Ernährung übergegangen und „verführte“ nun den Gefährten. Die beiden gerieten endlich nach Laufenburg und blieben da bis Mitte Juli, „selbst kochend“. Für den Vegetarismus erwärmte sich Gött bald derart, daß er —

im folgenden Winter — in Freiburg Anschluß suchte, einen Verein gründen half, Werbeartikel veröffentlichte und schließlich, zu der Zeit der höchsten Begeisterung für Koch, eine Broschüre gegen den Gefeierten herausschleuderte, die rasch drei Auflagen erlebte: „Die Kochsche Heilung der Schwindsucht. Eine ketzerische Betrachtung." Mit „vorläufigen Nachträgen" sechzehn Seiten.

Strauß hatte in den vorausgehenden Semestern Nationalökonomie studiert, und auch Gött, der viele Absichten und Pläne hegte und gleichwohl zu keiner Arbeit kam, wagte sich an volkswirtschaftliche Fragen, im Sinne von Tolstoi und Henry George. Er trat sogar im Februar 1891 als Redner auf — mit ernüchterndem Erfolg.

Herzhafte Jugendlichkeiten. Ratlose Empörungen. Man könnte als Motto darüber setzen, was der Titel eines von Gött geplanten, niemals geschriebenen, doch immer gelebten Stückes werden sollte: ‚Mancher Umweg ist keiner.'

2.

In all diesen verworrenen und fehlgeschlagenen Versuchen offenbart sich unverkennbar seine Art, die Mischung

seines Wesens aus zwei verschiedenen Grundbestandteilen. So gern er sich erhob auf den Schwingen des forschenden Geistes und der schöpferischen Einbildungskraft: die besondere, ihm angeborene Liebe, ja Zärtlichkeit zur Scholle hätte ihn niemals Genüge finden lassen an einem bloß wissenschaftlichen, bloß künstlerischen Streben. Das kam ihm zeitweise weniger, zeitweise aufs stärkste zum Bewußtsein.

Er unterschied die Menschen in drei Klassen: Handwerker, Kopfwerker, Bauchwerker. Und er wollte beides sein: neben dem Kopfwerker auch Handwerker, wollte werken und mühen unter den Volksgenossen. Sein Wahlspruch: „Mit beiden Füßen fest auf der Erde; mit beiden Händen in jeder Werkschicht; mit dem Haupt in den Wolken."

Das erinnert an Dichterphilosophen und Volkshelfer der neuen Welt, an Walt Whitman und Thoreau, die jegliches Handwerkszeug so hoch schätzten wie die Feder, und Jahre in anscheinend geringer Tätigkeit verschwendeten, während sie doch zugleich den Acker bestellten in ihrem Innern. Und wollte und meinte Goethe im Grunde nicht dasselbe, wenn er denen, die ihn nur auf die Dichtkunst verwiesen und seine so mannigfaltige Tagestätigkeit bedauerten, wenn er ihnen zu verstehen gab, es sei ihm stets gleich gewesen, ob er Töpfe mache oder Schüsseln!

Gerade in den letzten zwanzig Jahren des verflossenen Jahrhunderts hörte man von vielerlei Gründungen und Siedlungen, wie sie das Verlangen nach einem natürlichen, Körper und Geist ebenmäßig begünstigenden Dasein in unsern Tagen so zahlreich hervorbringt. Von diesem Drange der Zeit wurden die beiden Freunde lebhaft mitergriffen. Der Nationalökonom hatte sich entschlossen, nach Südamerika zu gehen, um Kolonist zu werden. Da schlug ihm Götť vor, auf einem Gut bei Schaffhausen genossenschaftlich zu bauern.

Im März begannen sie dort ihre Robinsonade mitten im zivilisierten Lande und machten niederschmetternde Erfahrungen mit den erstaunten Kühen beim Melken und mit den Zugochsen, die Götts Herzensfreundlichkeit zu ihren Gunsten ausbeuteten. Er war es, der die Peitsche verpönte. Sobald die Tiere das merkten, blieben sie mit der leichtesten Last, ja mit dem leeren Wagen stehen und ließen sich durch kein Zureden von der Stelle bringen. Ein des Weges kommender Knecht schwang lachend einen Stecken über dem Gespann — und der Streik war beendet.

„Mitte Juni" — melden die Aufzeichnungen — „zogen wir ab, weil wir sahen, daß es nicht ernst würde. Nun wanderten wir nach Italien — ich hatte noch etwas Geld — in der Absicht, Haus und Gelände zu pachten, Gartenwirtschaft zu treiben und zu schreiben.

Am Luganersee eröffnete mir Gött, daß er nach Steiermark zu einem Vegetarier gehen wolle. Diese Überraschung störte etwas unser Einvernehmen. Wir setzten uns in Como fest, ich um zu arbeiten, er um abzuwarten. Mitte Juni brach er auf nach Graz, zu Fuß meistens, und blieb dort einige Zeit auf dem Gute eines Vegetariers; überwarf sich mit ihm und ging zum Vegetarier Griebel nach Meran; überwarf sich nach einer Weile auch mit diesem und ging zu einem dritten, bei dem er etwa bis Neujahr ausharrte und gärtnerisch tätig war."

Nicht gewöhnliche Unverträglichkeit schied den Wanderer Gött von den Anhängern einer ihm doch zusagenden Lebensweise, sondern geistige Überlegenheit und anders gerichtete Bedürfnisse. Belehrt durch seine Enttäuschungen wurde er vorsichtig, selbst wo er auf echten Idealismus stieß. Als ihn etwas später ein Freund zur Mitarbeit einlud, der „eine vernünftgemäße Erziehungsanstalt" gründen wollte, schrieb er ihm einen kennzeichnenden Brief:

„. . . sieh, so ähnlich wir mit unsern Ansichten von Gott und Welt, oder wenigstens von den Menschen darin, auch sein mögen, ja, so gleich verrückt man uns auch nennen mag, so grundverschieden sind wir in unsern Absichten und Zielen, obwohl auch die in ganz ähnlichen Richtungen zusammen zu laufen scheinen.

Scheinen! Denn es sieht nur so aus: Du läufst in einer Bahn, die ein Kreis wäre, wenn es solche überhaupt gäbe, außer den künstlichen; ich dagegen in einer entschiedenen Spirale. Wollten wir uns vereinigen, so würden beide darunter leiden, wenigstens, wenn wir uns aneinander binden würden. Dagegen ein freundschaftliches, werktätiges freies Nebeneinander — das wäre mir von Herzen lieb. Nur ein Zehntel von mir, das habe ich einsehen gelernt, lebt auf der Scholle, fußt auf ihr und nicht mehr. Der Rest, die Hauptsache erhebt sich von ihr — Gott sei Dank! — in die Höhe. Daß die Stürme der Not und der Niedertracht (meiner nämlich, meines Fleisches) mich manchmal noch niederschmeißen, beweist nichts gegen die Tatsache. Meine Spirale federt dennoch weiter und drängt mich wieder hinauf. Nun darf ich aber nicht durch Anschluß und Verpflichtungen mich mehr an die Scholle knüpfen als meine eigne geringste Notdurft es verlangt. Das heißt: ich will mehr, bedeutend mehr, als mit den Fäusten werken und schaffen, und darum muß ich mich so frei wie möglich halten, um in der Zeit handeln zu können, wie's die innere Magnetnadel anzeigt.

Also: Einen ganz kleinen Zipfel würde ich Dir gerne abnehmen, vorläufig auch Dein Mieter sein, nebenbei in allem Dein Genosse und Helfer, was Du wirkst —

nur innerhalb meiner vier Pfähle und Wände muß ich ungebunden und ungehemmt sein, wie Du in Deinen, von mir aus.

Ich will sitzen wie die Taube im Schlage, jederzeit mit gelüfteten Flügeln.

Ich will hacken, graben, schreiben, reisen, auch träumen, wenn es mir paßt. Daß ich mich von selbst an die Jahreszeit lehne, ist klar; aber die Freiheit, in der Zeit nach meiner Natur handeln zu können, muß mir bleiben."

Den Heimweg aus dem Österreichischen legte Gött wiederum großen Teils zu Fuß zurück. Nahe bei Freiburg fand er Wohnung in der Karthause, dem alten, schön gelegenen Klostergut (jetzt Pfründnerhaus), das Hansjakob als seinen Lieblingssommersitz verherrlicht hat. Doch im Februar schon mietete er das Erdgeschoß und den Garten eines Gutes bei Breisach, „Buck" genannt. Emil Strauß folgte ihm dahin und — so lautet der kurze Bericht — „wir arbeiteten schwer und hatten viel Freude dort".

Was für eine echte, gesunde, stählende Lebensfreude das gewesen, davon legt Strauß in seinem Roman ‚Kreuzungen' ein poetisches Zeugnis ab, das manchen freiheitsdurstigen, der Buch- und Schulerziehung müden, nach männlicher Selbstbildung strebenden Akademiker wohl verlocken könnte, auch einmal zu Spaten und Harke zu greifen. Freilich führt nur große Begabung

mit Sicherheit auf solchen unnützlich-nützlichen Seitenpfaden dennoch ans hohe Ziel.

Im Nachlaß Götts fand sich das Haushaltungsbüchlein der Freunde, im Anfang von Gött, später von Strauß sehr sorgfältig in seiner schönen Handschrift geführt. „Stand der Kasse am 28. II.: Gött 65,74 + Strauß 9,20 = 74,94 ℳ." Schon am 3. März verbesserte sich der „Stand" beträchtlich: da erhielt Strauß „von S. Fischer, Verlag, Berlin, Hundert Mark" (mit Worten geschrieben!). Gleichwohl werden die Ausgaben sehr sparsam bemessen: die häufigste ist für Brot; dann für Zerealien, Kartoffeln, Dürrobst, Feigen und Datteln, Zucker und Salz; für Tinte, Papier und Briefbogen; Petroleum; für Schuhflicken, Scherenschleifen; für Ofenblech, Kehrbesen und Schippe, Grabgabel; für Sämereien, Setzkartoffeln usw. Gelegentlich bei Ausflügen nach Freiburg oder Colmar, heißt es auch: Wein, Kaffee mit Zigarre; an einem Sonntag, an dem verschiedene Besuche verzeichnet sind: Kaffee, Gugelhupf. Auch jedes Trinkgeld von 0,5 bis 0,21 wird mit in Rechnung gestellt, ebenso wie gelegentlich ein „Fehlbetrag" von 0,3.

In einer zweiten Spalte sind die Verrichtungen aufgezählt: „Reben geschnitten, Holz gemacht, Johannisbeeren ausschneiden, Rosenstöcke herausgemacht, Beet II im östlichen Garten ausgesät, Ziergarten angefangen,

Kartoffelland fertig." Das Wetter wird verzeichnet: „Kritischer Tag, riesiger Wetterumschlag; Sonne, kalt; erstes Gewitter." Oder: „Gött sucht Krähennester: Strauß nach Kolmar zur Controle; Götts Bruder kommt auf eine Woche mit 6 Mark Kostgeld." — Sie arbeiteten und hatten viel Freude!

Auch anregender Umgang fehlte nicht. Gött verkehrte mit dem bekannten Freunde Hugo Wolfs, Dr. Grohe, damals Amtsrichter in Breisach, und lernte die Frau kennen, die ihm unter so vielen, mit denen ihn geistige Bande verknüpften, die verständnisvollste, treueste, hilfreichste Freundin geblieben ist bis zum bittern Ende.

Strauß verließ den Buck im Juli wieder, Gött hielt ein volles Jahr aus, obwohl die Mittel immer knapper wurden. „Leider war ich kaum jemals so arm an Geld wie jetzt," schrieb er im September, „aber zum Glück noch nie so reich an Kartoffeln und Kraut — weißes, rotes und grünes, was eine angenehme Abwechslung im Essen gibt: heute Kartoffel und weißes, morgen Erdäpfel und rotes, übermorgen Grumbiren und grünes! Also verhungert wird nicht. Nur kann ich kaum das Briefporto erschwingen."

Erst im Februar 1893 verließ auch er das Gütchen und brachte einige Monate bei Freunden zu — „etwas

aussichtslos, Kalendergeschichten schreibend, Erfindungen wälzend".

Zu den Kalendergeschichten, erschienen im Lahrer Hinkenden Boten, war der Anlaß kaum je ein dichterisches Bedürfnis. Er schrieb sie nur in den Zeiten der Not, ein wenig Geld auf die Hand zu bekommen. Trotzdem, wo er aus seiner nächsten Umgebung nimmt und aus dem Volksleben schöpft, sind diese Heimatgeschichten, die nicht lehrhaften, mit echt volkstümlichem Humor erzählt, ein wenig in der liebenswerten Weise Roseggers, allerdings umständlicher und krauser. „Meine Mutter macht es nicht schlechter," pflegte er scherzend zu sagen, wenn er so in Wettstreit trat mit ihr, die ebenfalls Beiträgerin war des Lahrer und des Schwarzwälder Kalenders. Nach dem Tode des Vaters (1889) mußte es die wackere Frau ‚resolut' mit dem Leben aufnehmen; um so nötiger war es ihr, hie und da das stets übervolle Herz zu erleichtern in kräftig moralisierenden Geschichten, oder aber in Erinnerungen aus ihrem Leben, die, über Stand und Bildung hinaus, Empfänglichkeit für die Zeitstimmung, besonders des Revolutionsjahres 1848, persönliche Auffassung und Erzählergabe befunden.

Für den Sohn empfand sie als unwürdig und demütigend, was ihr die einzige Freude blieb: Kalendergeschichten zu schreiben. Immerhin durfte sie es noch

mit günstigeren Augen ansehen als die „Erfindungen", die er wälzte wie eine Sisyphuslast, mit denen er sich abquälte wie ein Verdammter.

Was für ein verhängnisvolles Geschenk, diese praktische Begabung — nicht stark genug, die Größe und den Ruhm eines Lebens darauf zu gründen, wie allezeit sein Traum gewesen, nicht schwach genug, sachte wieder einzuschlummern nach den ersten mißglückten Versuchen. In Stunden der Gewissenserforschung wurde es ihm selbst bewußt, daß zum Erfolg die unerläßliche Vorbildung fehlte. Wäre er nun in der Tat der geborene Erfinder gewesen, hätte er wohl alles daran gegeben, sich die technischen Kenntnisse zu erwerben, wäre noch einmal in die Schule, in die Lehre gegangen, statt spielerisch technische Phantasiegebilde vor sich in die Luft steigen zu lassen, Seifenblasen, die ein böser Zauber während des Spiels in Bleikugeln verwandelte und schwer und schwerer auf ihn zurückwarf.

Unbeirrbar frönte er, man dürfte sagen, seiner Leidenschaft, unablenkbar jetzt und später. Und der Verlauf wie der Erfolg dieses gefährlichen Spielens ist, von Anfang an bis in die letzten Lebensstunden, immer derselbe. Und ebenso dieselbe bleibt die Don Quixotische Art, innerlich damit fertig zu werden, sich darüber hinwegzuschwingen, und nebenher, was die bescheidenere Wirklichkeit schätzenswert bot, hochfahrend zu mißachten.

Wie er so „aussichtslos" bei den Freunden saß und, man wußte nicht worauf, wartete, kam nämlich in der Tat eine wichtige Botschaft von der Welt draußen: er las in der Zeitung die Nachricht, das königliche Schauspielhaus in Berlin habe den Adepten erworben. Max Grube, der das Stück vorgeschlagen hatte, konnte das dem unbekannten Verfasser unbekannten Aufenthaltes nicht mitteilen.

Der eilte nun zwar beflügelt nach Berlin — aber viel weniger begierig, die Leiter emporzusteigen, die das Schicksal selbst für ihn anlegte, als begierig darauf, eine Rettungsleiter bei Feuersgefahr, die er „erfunden" hatte, in der Hauptstadt an den Mann zu bringen, und außerdem, mit Hilfe der Täglichen Rundschau, Offizierskreise zu gewinnen für kriegstechnische Erfindungen.

Seine Rettungsmaschine bei Feuersgefahr erwies sich als praktischer Einfall, denn — sie war schon vorhanden und patentiert. Die Nachricht, er komme zu spät, entmutigte ihn weder jetzt, noch in der Folge. „Du würdest Dich irren," schrieb er der Freundin am 18. Mai 1893, „wenn Du mir niederschlagende Enttäuschungen zutrautest. Jeder meiner ‚Gedanken' ist eine mehr oder weniger drückende Aufgabe für mich, das heißt, drängt zur Geburt durch die Tat. Ist die Aufgabe gelöst, so bin ich frei. Ob es durch mich oder einen andern geschieht oder geschehen ist, bleibt sich gleich. Der wirkliche

‚Löser' steckt ja in uns beiden gemeinsam. Der Triumph des andern ist virtuell auch der meine."

Und er fährt fort: Auch das Abblitzen in gerader oder gewundener Form könne ihn nicht herb enttäuschen. „Wenn es nicht traurig wäre, wie die Türen bei der Nennung meines Namens aufflogen und meine Hände so warm gedrückt und bieder geschüttelt wurden, wo ich jener elenden Farce [des Adepten!] wegen vorsprechen mußte, und wie zäh und klebrig sich dagegen Türen, Ohren, Mäuler und Hände zeigten, wo **ich** anklopfte."

Dies habe nun den Entschluß reifen lassen, sich erst einen Namen, und damit einige Macht, d. h. Gewicht und Geld, zu schaffen und dann die nötigen Hilfskräfte zu halten, mit denen er auf dem andern Felde — dem der Technik — ‚tun' möchte. Seine Aufgabe wäre so wie so nur eine findende und befruchtende, nicht eine sich in Einzellösungen zerfasernde Tätigkeit. Und auf diesem seinem eigensten Gebiete wäre er ohne beträchtliche und mehr dazu berufene Mitbewerber.

Die Freundin möge es darum nicht als Wankelmut und Schwäche ansehen, wenn er vorläufig sich mehr ans Dichten halte statt ans Taten. Denn — „sollen meine Dichtungen nicht auch Taten werden, wenn die Kraft dazu reicht? Schau, ich bin so ruhig, kühl und deswegen sicher, wie ich nur als Knabe gewesen bin, wenn ich mich auf einem Brett oder Boot vom Wasser ‚treiben

ließ'! Und laß ich mich nicht den Talweg meines Lebens hinuntertreiben, gefaßt und zuversichtlich, daß ich die Mündung ins große Wasser finden werde?"

Noch mehr als bei andern Ideologen wohnten in seinem Hirn und Herzen nebeneinander: Wahnwitz und Weisheit. Fortwährend von Zersprengung, Zersplitterung bedroht, blieb er dennoch Meister genug, alles Äußere in sich hineinzuziehen und gebändigt unter die hohe Gewalt seiner Weltanschauung zu sammeln. Nichts im Grunde, selbst nicht die Erfindungsleidenschaft, ist ihm wichtiger als das Heil seiner inneren Welt, als das Trachten nach seinem Gottesreiche.

Hier in Berlin, zwischen den Geschäftsgängen, schrieb er schon fünf Tage später einen zweiten Brief der Rück- und Ausschau, einen Bekenntnisbrief über „Geschehnisse und Wandlungen: den langen ungleich auf- und abwogenden Kampf der letzten Jahre — eine Beichte, aber keine demütige, Absolution heischende, sondern eine aufrechte, aufrichtige, wilde, reulose".

Die Beichte enthüllt, wie nahe er, aus metaphysischer Bedrängnis, im Herbst 1892 der Verzweiflung gewesen — dieser durch und durch moralische Charakter, stets auf das Unbedingte eingestellt. Zwei — soll ich sagen Erkenntnisse oder Gefühle? — zwei gefühlte Erkenntnisse stritten in seiner Brust. Die ursprüngliche war „das Glückseligkeitsdogma des christlichen Evangeliums.

Das Leben ist ein Kampf; Kampf ist böse; also seien wir gut und leben nicht." Dagegen erhob sich die weltliche, die entgegengesetzte Erfahrungslehre: „Man kann nicht leben, nicht das gelindeste, beste Leben leben, ohne zu kämpfen — alle gegen alle."

Je inbrünstiger und angestrengter er sich dem christlichen Ziele zurang, zu ihm „hinanrutschte", desto vergeblicher sein Mühen. „Der Boden schien mir gleichsam unter den Sohlen und Knieen wegzufließen, mich mitreißend, und seitab saßen auf sicheren Felsen lachende Teufel und spotteten meiner. Narr, riefen sie, man kann nicht besser sein, ohne auch schlechter zu sein!"

Und er sah: „Das Leben ist doch mächtiger als der Tod und geht seine Weltbahn ohne Skrupel und Gesetze weiter über die Köpfe derer, welche sie aushecken und ihm aufprägen wollen. Es hat noch keiner der Friedensprediger seine Lehre ganz gelebt in allen ihren Konsequensen, weder Buddha, noch Christus, noch Schopenhauer, noch Tolstoi, noch ein anderer. Denn sie lebten weiter, und lebten lange, bis auf den einen. Eine Weisheit, ein Denken aber, das nicht leben kann, ist mir ein Leben, das ich mir nicht denken kann."

Konsequent zu sein, war ihm wie ein Zwang. Die Versuchung hatte ihn angefallen, „nach gekommener Erkenntnis", sich dem Leben zu entziehen, „und zwar summarisch und völlig, nicht nur theoretisch. In der

tiefen Niederlage des letzten Herbstes (September 1892) war ich mehr als einmal auf dem Sprung. Ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl ließ mich vor der Fermate abbrechen. Ich sagte mir: wohl hast du ein Recht, über dein Leben vor dir zu verfügen, aber löse erst die Verpflichtungen gegen das hinter dir ein, also gegen deine Mutter. Trag erst deine Schulden ab."

Die so überwundene Versuchung kehrte in anderer Maske wieder. „In schweren Stunden der Windstille, wo auch das künstlerische Feuer auf meinem Herde verglimmen wollte, redete ich mir ein, wenn ich mit einem lukrativen Stück meine Mutter für ihr Alter weicher gebettet hätte [und mein Selbsttod sollte eben durch seine Seltsamkeit gewissermaßen Reklame machen), wollte ich den Winter nicht überleben. Ich hatte vor, um die Jahreswende in einer der sogenannten Viehhütten auf dem Feldberg mich einzunisten, letzte Rechenschaft vor mir abzulegen: Entweder — oder! Sein oder nicht sein! Frei leben oder frei — werden! Im Verneinungsfall hätte ich dann mein philosophisches Testament geschrieben und dann — kein Feuer mehr angemacht, weder im Magen, noch im Ofen, was wohl zum ‚friedlichen' Auslöschen genügt hätte."

Man erinnert sich an Walter Calés, an Weiningers Freitod, und sieht auch hier wieder Götts seismographische Empfindlichkeit für alle Regungen, für die leisesten

Erschütterungen der Zeit. Er selbst vergleicht seine Natur einmal mit einem Erdbebenmesser.

Gerade an ihrer Begabung erliegen Calé und Weininger, die nervenmüden Söhne der Großstadt. Gerade das erstarkende Gefühl seiner Begabung war die Rettung geworden für Gött, den Abkömmling des Waldes.

Neue, ungeahnte Lebensfrische und Schaffensfreude mit weit ausgreifenden Plänen hatte es über ihn gewonnen. „Was bei Schwächlingen und Absterbenden noch verzeihlich ist, das ist absurd bei einem Künstler, also einem Könnenden, Schaffenden, Aufstrebenden. In ihm beweist sich ja eben der — uns allerdings sub specie humani unverständliche — Wert des Lebens, der doch mächtiger ist als der Tod, und jedenfalls bedeutungsvoller als das Nichtsein, das eben schlechterdings nichts bedeutet.

Seufzend gestand ich mir dies schon lange ein, ohne aufzuwachen. Dazu bedurft es eines Rufers und der fand sich. Nur den Mund tat er auf, und beim bloßen Hauche, noch eh er zum Schall wurde, fuhr ich ahnend empor. Der Zündstoff lag ja schon hoch gehäuft, ja, die Lunte brannte schon, es bedurfte also nur eines schwachen Wehens. Du weißt, wen ich meine — den neuen Freund und Lehrer Nietzsche!

O, wie schlug mir da die Röte ins Gesicht über meine bisherige Fahnenflucht! Über meine Zugehörig-

keit zu den glücksüchtigen Leidflüchtigen, die ich in ihren monströsesten Gruppen schon lange so tief verachtet hatte, wie die Vegetarier, Geheimbuddhisten und ähnliches Milchsuppenpäppler- und Griesbreilergesindel. Statt hineinzuspringen, stark, mutig und kampfesfroh, wie das ‚Leben‘ uns will, wo der Sprudel am stärksten reißt, sollte ich mit Winslern am Ufer stehen und über das Trauerspiel jammern."

Wir sehen, wie sich hier alte, noch nicht ganz überwundene, und neue, noch nicht ganz gewonnene Anschauungen in- und durcheinander schieben, sich bedrängen und verdrängen. Und nur dieser chaotische Zustand kann es begreiflich machen, daß er, der Nietzsche soeben begeistert als seinem künftigen Lehrer gehuldigt hat, der just um diese Zeit mit Dehmel, dem starken Bejaher, bekannt und herzlich befreundet worden, daß er schon einige Wochen später nach Jasnaja Poljana, zu seinem früheren Propheten Tolstoi wandern will.

Sicher hätte ja die Pilgerfahrt nicht in erster Linie dem Dichter gegolten, so sehr er dessen Meisterwerke bewunderte und durstig in sich hineintrank, sondern dem Wahrheitsucher und Bauernreformer. Er kam nicht weit, wohl aus Mangel an Mitteln. Denn nach Freiburg zurückgekehrt, lebte er in so schlimmen Verhältnissen, bis zur Aufführung des Stückes im folgenden Winter, daß wieder Freunde sich seiner annehmen

mußten. Er wohnte darbend und grübelnd in einem idyllischen Häuschen hoch auf dem Schloßberg über der schönen Stadt.

Am 3. Februar 1894 ging der Adept in Berlin mit durchschlagendem Erfolg in Szene, und zwar in einer Bühnenbearbeitung von Freundeshand unter dem Titel ‚Verbotene Früchte'. Dr. Gustav Manz, Schriftleiter der Täglichen Rundschau, hatte sich dieser Mühe unterzogen, die ihm freilich Gött mit dem bekannten Undank des Urhebers lohnte, ohne ihn dadurch je von treuer und praktischer Hilfe abhalten zu können.

Gerade in der Bearbeitung gingen ja die Verbotenen Früchte über die meisten deutschen Bühnen, und erst im Jahre 1905 gelang es dem widerwillig beschenkten, grimmigen Dichter, seinen Willen durchzusetzen und der „elenden Farce" die endgültige Fassung zu geben mit dem endgültigen Titel: ‚Der Schwarzkünstler'. Übermütig und doch ethisch gehalten in aller Lustigkeit, von gut geschlossener Form und sicherer Wirkung, wird das Werkchen, von dessen Gattung unser Theater nicht allzu viele hat, jetzt mit dem Dichter vielleicht auferstehen und noch einmal seinen Weg nehmen über die deutschen Bühnen.

Die zu erwartenden Tantiemen sollten nun Gött das „Bauernleben" nach seinem Wunsche ermöglichen. Noch im Monat der Aufführung bezog er in Breisach

wieder ein Gütchen mit etwas Garten und einem Stück Reben, das Pfarrschlößle im Vogelgrün — wo man es vor Schnaken in den Sommermonaten nicht aushalten konnte — „ein uneigenes, unfertiges Heim".

Der beabsichtigte Ankauf zerschlug sich, und bald darauf faßte er in Zähringen bei Freiburg „ein kleines Königreich von fünfzehn Morgen" ins Auge, erwarb es und baute sich dort sein Dichterhaus, so bescheiden in der Ausstattung wie schön gelegen, mit dem immer tröstlichen Ausblick über die Ebene. Beides, Grund und Haus, billig genug bei geringer Anzahlung. Emil Gött, Landwirt, lautete hinfort die Unterschrift, wenn er dem ‚Praktischen Ratgeber' oder dem ‚Wirtschaftlichen Wochenblatt' Aufsätze einsandte.

„Nun saß er fest — wie eine vom Sturm gezerrte Gasflamme", schließt Emil Strauß seinen Bericht und verweist für die Fortsetzung auf die Tagebücher, die vom 1. November 1894 bis kurz vor Götts Tode diesen drastischen Vergleich nur zu sehr rechtfertigen.

3.

Böse Gäste waren am 21. Juli 1894 unsichtbar mit eingezogen in das grün umwachsene Haus. Hätte der Besitzer in seinem Glücksgefühl sie beachtet und befragt,

was sich Gespenstisches da hinter ihm einschlich, er hätte dieselbe Antwort empfangen müssen wie der greise Faust: „Ich heiße der Mangel — ich heiße die Schuld — ich heiße die Sorge — ich heiße die Not."

Der Mangel. Gegen ihn konnte auch der Ertrag der Verbotenen Früchte nicht helfen, obwohl sie nach und nach ein Erkleckliches abwarfen. Im Gegenteil, sobald Gött Einnahmen hatte, verstand er es, sich neue Lasten aufzubürden. Wohl war er im Anfang gutes Mutes und scherzte:

Ich pfiff das Stück mit fröhlichem Gemüte
(Ob ich auch manches litt)
In meiner Schulden schönster Maienblüte —
Nun zahl ich sie damit.

Hätte er das getan und nichts übrig behalten als ein befreites Gemüt — es wäre Reichtum gewesen, oder zum wenigsten ein nicht durch unsägliche Bitternis vergälltes und verkürztes Dasein.

Einem leichtlebigen Dichter dürfte man nicht engherzig das Schuldenmachen zu sehr verübeln; aber Gött war der schwerblütige, gewissenhafte, im Innern gequälte Märtyrer seines ach so unwirtschaftlichen guten Willens.

Fast noch ein Knabe, wurde er, der für sich rührend Bedürfnislose, schon seltsam von dem geheimnisvollen

Zauber des Geldes ergriffen und von dem unbezwinglichen Verlangen, sich in den Besitz des Machtspenders zu setzen. Die besten Züge seines Wesens hat dieser Dämon gelockt und verlockt: sein Mitleid, seinen Gerechtigkeitssinn, und vor allem den Trieb, ins Weite zu wirken und zu handeln. Die Dichterphantasie mischte sich ein, und es wurde daraus eine Gebärde der Seele, die er selbst — nicht bloß das Übelwollen anderer — später Großmannssucht gescholten hat. Schon der Jüngling verspricht den Seinen mit unbedingter Sicherheit — die Million. Er schafft sie, so oder so, als Dichter oder als Erfinder. Und der Mann noch vertröstet die Mutter in unzähligen Briefen mit oft nicht weniger kühnen Hoffnungen und Plänen.

Es würde ein langes Kapitel, wollte man alle Klagen und Selbstanklagen der Tagebücher sammeln. Im Grunde sind es Variationen über ein Thema: den Gedanken, nicht nur selbst nichts geleistet und erreicht, nein, auch andern das Ihrige verzehrt zu haben, der Mutter, den Geschwistern und Verwandten, den Freunden, den Gläubigern. Und diese niemals abgelösten Schulden wurden ihm — zur Schuld, zum niederdrückenden Schuldbewußtsein, und dennoch wurden immer neue zu den alten gefügt. Er, überzart im Empfinden gegen Fremde, vergißt beständig seiner Nächsten und seiner nächsten Verpflichtungen. Er kommt sich „wie

ein Verbrecher" vor, entfesselt Stürme der Selbstverachtung auf sein Haupt, weil er nach und nach alles ins Gütchen gesteckt hat, was die Mutter noch besaß, und — nimmt eine letzte Hypothek von tausend Mark auf für einen Hergelaufenen, vor dem er mit Recht gewarnt wird. „Der Mann soll nicht sagen, er hätte keinen Menschen gefunden in der äußersten Not." Derselbe tut das, den ein paar Goldstücke belästigen, die er von der ‚Jugend' als Honorar empfangen für ein in der Eisenbahn belauschtes Geschichtchen, und der nicht ruht, bis er den ländlichen Erzähler gefunden und mit ihm geteilt hat.

Freunde, die ihn lange kannten und liebten, versicherten wiederholt: wäre ihm tatsächlich die erträumte und ersehnte Million zugefallen, sie wäre in erstaunlich kurzer Frist denselben Weg gegangen, wie die paar erworbenen Tausende — zerronnen, vertan von diesem uneigennützigen Verschwender mit den lautersten, praktischen oder idealen Absichten.

Schon im Jahre 1896 ist seine „wirtschaftliche, familiäre und persönliche Lage grauenhaft". Wie hätte auch ein solcher Mensch von Tolstoischem Rechtsgefühl mit dem geringsten Erfolg wirtschaften, ja nur des Lebens Notdurft verdienen sollen, der sich bei jedem geschäftlichen Unternehmen vor Gewissenhaftigkeit nicht den kleinsten, nicht den erlaubtesten Nutzen zu sichern

wußte und ganz schutzlos war gegen Ausbeutung! Er nahm auf seinem Grundstück eine Sandgrube in Betrieb, versuchte es mit der Anlage einer kleinen Ziegelei. Das Ergebnis in beiden Fällen — neue Schulden. Erst ungeschickter Anfang — dann Wegbauten, die allen Gewinn verschlangen. Und wie verstand er es, „seine" Arbeiter, denen er „Kopf und Herz" sein wollte, zu verwöhnen und zu verderben! Hielt er am Samstag für die Verfehlungen der Woche kurze Exekution —: obwohl die nur in gruß- und wortlosem Auszahlen bestand, zitterte er doch innerlich vor Anstrengung, die nötige Härte zu zeigen und zu bewahren.

Er bekommt Katzenjammer über die Weichheit und Schwäche seiner Natur. „Ein Glück, daß sich niemand einen Begriff davon machen konnte; sie hätten mich sonst geschunden." Sie haben ihn durchschaut und haben ihn geschunden nach Möglichkeit, und wenn er zuweilen nicht umhin konnte, das zu bemerken, wenn zum Beispiel die Zähringer sein Obst allzu unbekümmert stahlen, tröstete er sich damit, daß der Gute im Schutz seiner Güte und der Bosheit der Schlechten stehe. „Denn wenn sie besser wären, in welche Gefahren könnten sie mich bringen! Sie würden keinen Hosensack mehr voll stehlen, sondern sie kämen mit Körben — betteln und machten mich kahl!" Nun, was an Obst nicht gestohlen wurde, ließ er vor die Schule fahren und den Kindern austeilen.

Man dürfte es eine symbolische Handlung nennen, daß er niemals seine Haustüre verschloß, selbst nicht bei wochen- und monatelanger Abwesenheit. In einer kalten Winternacht hörten er und ein zufällig anwesender Bekannter über sich Geräusch; er stand gemächlich auf, nachzusehen, fand einen Mann, der sich's in der Speicherkammer bequem gemacht hatte, holte noch eine Decke und einen Imbiß für den „Gast" und legte sich ruhig schlafen, während der Freund doch unwillkürlich immer wieder nach oben lauschen mußte.

Im übergroßen Vertrauen, in der Weichheit und Schalenlosigkeit seiner Natur lag vielleicht die Hauptnot, die Hauptschuld. Durch ihn selbst waren beständig alle Mittel und Wege zur Befreiung abgeschnitten. „Mir sind gleichsam die Glieder genommen und Gefahren ringsum auf mich losgelassen. Sogar den Schild hat man mir losgelöst, unter den ich mich noch, der Schildkröte gleich, zurückziehen konnte. Vergehe oder fliege, wenn du kannst! Nun hocke ich da und dränge mein Herzblut gegen die Schultern, daß mir Flügel wachsen! Und sie wollen nicht kommen!"

Nacht, Häßlichkeit, Armut an allem, was das Leben erheitert und verschönt. „Übrig bleibt nur ein todessüchtiger Mann, der noch nicht sterben darf, bis er den hinter ihm im Leben Bleibenden nichts mehr schuldig ist." Der lockende, versuchende Gedanke: Soll

ich nicht doch ein Ende machen? naht sich immer aufs neue, nachdem er den Verzweifelnden einmal schon bis auf die Bahnschienen getrieben hat. Dann wieder erwägt er „Hilfsaktionen“, wie: das Haus stehen lassen und in ein Asyl gehen, oder das Haus anzünden, um ein Ende mit Schrecken herbeizuführen, das ihn für einige Zeit in Ruhe und Schatten setzte. „Es wird mich wahnsinnig machen, daß ich nicht wahnsinnig werden will und darf!“

So hatte sich bald der Schuld aufs innigste gesellt die Sorge, die tägliche, stündliche Sorge. Nicht ums eigene Brot — er wußte mit dem Geringsten auszukommen oder gelegentlich auch zu hungern — um den Zins für die Gläubiger, um den Lohn für die Arbeiter, um die Erfüllung der dringendsten Verpflichtungen!

„Wäre ich allein, so wäre ich vielleicht unverwüstlich, von gotteslästerlicher Tapferkeit; aber so schleppe ich den Gram, den Kummer, die Sorgen der Mutter mit mir herum, und die Kniee wanken mir davon, obwohl ich sie — die Sorgen — für lächerlich, schlecht und klein halte. Aber wer kann gegen sein Blut?“ . . . „Die Mutter! Die Mutter! Sie ist tapfer, weil sie hofft. Aber wie ein Alp liegt dies Hoffen auf mir. — Sie schickte mir ein ‚Blümlein‘, eine Nelke; — es schlug zitternd in mich ein: der Frau noch ein paar gute Abendstunden machen zu können!“

Die schlimmste Sorgenlast erwuchs beständig aus Götts einzigem irdischem Besitz, seinem „Hof“. Der Ausdruck ‚mit der Scholle verwachsen‘ würde sein Verhältnis zu dem Gütchen nicht ganz kennzeichnen; er selbst findet die erklärende Steigerung: ich fühle, daß ich mit der Idee meiner Scholle verwachsen bin. Und dies Gefühl, oder wie er wiederholt betont, der Instinkt, der nicht auszulöschende Glaube, das Gütchen sei von ihm ein Teil, verstärkte sich, je drohender ihn die Schulden verdrängen wollten. Der „mit dichterischem Feuer“ gefaßte Entschluß, ein so schwieriges, bergan steigendes Gelände zum „Musterhöfle“ und sich zum tüchtigen Bauern zu wandeln, — war und blieb ein Künstlerwahn.

Seine Mutter hatte recht prophezeit beim Ankauf: Bis jetzt war unser Leben ein Leidensweg mit allen Stationen, nun willst du gar einen Kalvarienberg aufrichten! — und er selbst nannte die Halde bald seinen Blutacker. In all den Jahren versucht er es immer wieder einmal, ihn loszuschlagen, sich Luft zu schaffen auf die einzig mögliche Weise; aber schon die Niederschrift der Anzeige gelingt nicht, oft nach stundenlangem, qualvollem Besinnen. Nur der Wunsch, zu den Buren zu kommen, erleichtert ihm endlich den Gedanken, hierfür „den Hof zu opfern“. Jedoch zwei Anfragen, die auf das Inserat erfolgen, stürzen ihn in Verzweiflung. „Es ist herzbrechend — im

tiefsten Leben absurd — die Entwurzelung lebensgefährlich."

Mit den Wurzeln jedes Bäumchens, das er gepflanzt hatte, waren ja die seinen in die geliebte Erde versenkt. Beim letzten Abschied, ehe ihn ein ärztlicher Freund mit sanfter Gewalt in die Stadt ins Hospital brachte, streichelte er die Rinde einer jungen Birke und lehnte die Wange an den Stamm.

Im Faust begleitet den Mangel und die Schuld, ganz nahe an der Ferse, die Not. — Seelennot. Jammer um ein in fruchtlosem Ringen sich vergeudendes Leben, die Verzweiflung am Schicksal, das dem geistigen Wachstum, der Entfaltung schöner Gaben jede Gunst zu versagen schien.

„Wenn ich zugrunde ginge, so wär's in einem ehrlichen Kampf gewesen, und ich der Betrogene, der unerhört um alles Betrogene."

Nur zu getreu läßt sich jene ganze düstere Szene des zweiten Faust auf dies Künstlerleben übertragen. Die grauen Geschwister besaßen so sehr die Macht, das Herzleiden, das sich bereits vor der Übersiedlung auf die Leihalde anzeigte, durch ihr Zusammenwirken zu verstärken und in seinem Verlauf zu beschleunigen, daß sie hier schon auf der Schwelle des Hauses hätten verkünden dürfen: Da hinten! von ferne! da kommt er, der Bruder, da kommt er d —er Tod.

4.

Es wäre weder möglich noch nützlich, das ruhelose Auf und Ab der letzten zwölf Jahre erzählend zu verfolgen. Denn nicht die Erlebnisse an sich gilt es zu schildern, die den Dulder zu einem neuen Hiob machten, sondern die Seelenlage eines von neuem Geiste erfüllten Hiob: die Art, wie ein Katechumenos des Evangeliums vom diesseitigen Leben sich zu solchen Prüfungen stellt; die nicht mehr gläubige und doch innig religiöse Standhaftigkeit; sein immer wieder erstarkendes Vertrauen auf die Rechtfertigung durch das Leben selbst. Was in unserer ‚Übergangszeit' der ganzen Menschheit zugeteilt ist, das hat Götz in sich erfahren und erlitten.

Weiter und weiter steigen wir mit ihm hinab in die Kreise seiner besonderen für ihn geschaffenen Hölle, in der er alle Qualen erleidet, und wiederum sich selbst betrachtet in seinen Qualen, darüber spricht mit sich selbst wie Dante mit den Gepeinigten.

Bis ins kleinste ist der „ehrliche" Kampf auf Hunderten und Hunderten von Seiten gebucht, nein, hingewühlt, hingestöhnt — die verzweifelte Gegenwehr und das Erliegen an sich selbst, an den Dingen und Menschen, an der Mißgunst der Verhältnisse und der tückischen Krankheit.

Und zwar sind der Stellen ungezählte, die nicht nur genaue Selbsterkenntnis aussprechen, nein, grausame Selbstverurteilung, weil er sich mit den Augen des Richters, nicht des Arztes betrachtet und sich meist überdies die lähmenden Wirkungen des Herzleidens als moralische Schuld zur Last legt. Dann steht er vor seinem Forum als „ein maulfertiger, rasender Träumer, und darunter ein unfertiger, charakterkranker Schwächling, Zärtling und Faulenzer". Denken, denken, nichts als denken! verwünscht er seine „maulstarke" Philosophie und klagt: „Ich bin nicht, was ich bin, und kann nicht sein, was ich sein will." ... „Was ich angegriffen habe, ist verfehlt und verpfuscht." ... „Die Kunst tot, die Wissenschaft schwach, die Technik vielleicht ein Traum." ... „Eine abscheuliche Unfähigkeit, etwas Fruchtbares zu tun; nichts außer der Fähigkeit des Denkens, Fühlens, Michzerwühlens."

Da trat zu diesem Hiob nicht Eliphas, der kurzsichtige Verteidiger des von oben verhängten Geschickes, — es trat zu ihm Zarathustra, der weitsichtige Anwalt des selbstherrlichen Lebens.

Sonderbar ging es doch zu, meint Gött selbst, daß es nicht früher geschah. Um das Jahr 1890 fiel ihm auf dem Zimmer eines Bekannten der ‚Zarathustra' in die Hände. Er las den Gesang vom Biß der Natter und „stand betroffen da, wie von einer seltsamen,

wohllautenden Musik umspielt und ergriffen". Mit dem Entschluß, mehr zu lesen, stellte er das Buch zurück und vergaß es, bis ihm drei Jahre später ein ähnlicher Zufall ‚Jenseit von Gut und Böse' vor Augen brachte. Nachträglich erfuhr er auch, daß Emil Strauß den Zarathustra im Jahre 1892, auf dem Buck, unter seinen Büchern gehabt; doch damals saß er über dem Pantschatantra und über Schopenhauer. Und selbst 1893, als er, in jenem Bekenntnisbrief, den neuen Freund und Lehrer ankündigte, war noch nicht der richtige Anfang des innigen Verhältnisses zu Nietzsche. „Jetzt erst" — berichtet das Tagebuch im Mai 1897 — „reißt mich jedesmal, so oft ich mich zu ihm wende und eine Seite aufschlage, ein Wirbelsturm von Rausch und Entzücken atemlos in die Höhe und läßt mich in seliger Trunkenheit zurücksinken, schwebend, so daß ich nicht spüre, wenn ich wieder auf meinem Boden anlange. Und ich habe das unbeschreibliche Wonne- und Triumphgefühl: alles das schreibt er — mir! Er liebt mich, er dichtet für mich und an mich diese prachtvollen, glühenden, sprühenden Hymnen und Dithyramben. Ich aber stehe auf meiner Warte, breite die Arme hoch auf und jauchze ihm entgegen: Hierher, hierher, Bruder — Vater Sturm; hier ist die glückselige Insel, hier — Kinderland!"

Die Biographie seines „armen, großen herrlichen Lehrers, Freundes, Geliebten" las er, so wenig ihm auch die Darstellung behagte, mit unendlichem Dank. „Sie reichte mir ja einen Becher dar, den ich in tollem Durst nicht mehr von den Lippen bringe. Ich trinke dieses Leben, diesen Menschen, und bald atme ich ihn auch . . . Das erscheint mir als die größte Schuld meines Lebens, daß ich nicht zu den Füßen dieses Lehrers geriet, als es noch Zeit war; in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre." So quillt es nun in ihm als einziger, heißer und höchster Wunsch herauf: „Einmal noch möchte diesem Bruder in Gott das helle Licht des Verstandes in die Augen zurückkehren und — er möchte in diesem Augenblicke mich von Angesicht zu Angesicht und von Geist zu Geist sehen und erkennen — sich und mir zu beispiellosem ‚göttlichem Genusse'."

Doch bleibt sich der Jünger, trotz aller „Liebe und Andacht zum brüderlichen Flammengeiste", seiner Selbständigkeit bewußt. Schon beim Lesen der Jugendgeschichte findet er sich ihm in so manchem entgegengesetzt: nie habe er wie Nietzsche mit Spielsachen, Soldaten, Baukasten gespielt; sein Spielgerät war der Ball, besonders der Schlagball; außerdem nur noch Waffen, Bogen, Speer, Wurfbeil, in der Schule auch der Diskos und das liebste — Pulver. Ferner sei er zwar sehr heikel, aber nicht so reinlich gewesen, und

ganz unförmlich zum Unterschied von Nietzsches oft betonter Förmlichkeit; und noch weniger ein Musterschüler, wie der Pfarrerssohn, eher das Muster des Gegenteils, mit mehr dummen und schlechten Streichen als andere; bilde überhaupt, ihm gegenüber, völligen Wildwuchs. Das Fehlen jeder musikalischen Anlage bedeute ebenfalls einen starken Gegensatz, und so hätten sie beide, schließt er, sich zu durchaus verschieden gearteten Menschenpflanzen entwickelt.

Immerhin trägt er kein Bedenken, sich „seinem großen Lehrer, der ihm voraus gelitten habe", gleich zu achten. Wesensverwandtschaft im Tiefsten läßt ihn empfundene Aufschlüsse geben über den Genius, mit dem er sich in der Kraft der Wurzel und des Stammes eins fühlte, ohne je als voller Wipfel über sich selbst hinrauschen zu können wie jener, und herzhaft unbefangen spricht er — „wir".

„Da sehe ich uns helle, heiße und starke Geister, die wir sicher die Völker bis auf den Grund bewegen und durch das nächste Jahrtausend hindurch beherrschen werden, beherrschen, wie uns die Sonne beherrscht, indem wir dem dunkel, elend, kalt und unschön gewordenen Leben tausend Wege und Möglichkeiten bahnen, wieder hell, schön, rein, wahr, gesund und glücklich zu werden, — da sehe ich uns selber in einem ewigen, rastlosen Kampfe gegen das Dunkel unserer

Sinne, gegen die Nacht des Wahnsinns, der uns bedroht (und den einen schon verschlungen hat), gegen das Elend, das uns anwandelt, gegen die Kälte, die uns umgibt, ja auch gegen die Leiden des empfindlichen und doch sonst so gesunden Körpers, die unsere Kräfte herabdrücken. Jeder unsrer Gedanken ist gesund oder enthält etwas Gesundes; unser Wille ist nicht nur der beste, sondern auch wirklich gut; unsre Kräfte sind erstaunlich — als Quintessenzen, Konzentrationen und Verdichtungen von so und so viel preisgegebenen, verlornen und wieder gefundenen Leben. Und doch kennen wir selbst nicht, was gesund, ruhig, gut, fest ist; Nacht, Frost und Schmerz umgeben uns wie undurchdringliche, eisige Meere, durch die wir noch hindurch müssen, hindurch gezwungen werden, von wem? zu wem? wohin? wozu? Und was wir von jenen Dingen spüren und mitgenießen, als da sind Ruhe, Licht, Gesundheit, Schönheit, Lust, Glück, das — ach, wir wissen auch das nur zu gut, wie wir so viel nur zu gut wissen — spüren und genießen wir nur durch unser Menschliches, Irdisches, Vergängliches, Unwesentliches, durch eben das, was wir zu unserer Sublimation beständig verbrennen müssen."

Ob man ihm dieses „wir" keineswegs zugestehen wird, ob man höhnen und spötteln könnte, oder mitleidig sagen, die Herzkrankheit mit ihrem bekannten

Wechsel der Stimmungen vom Übermut zum Untermut habe ihn zuweilen so emporgeschnellt: er mißt sich in der Einsamkeit des Bewußtseins noch unbefangener an dem Großen und — stellt sich über ihn; erst fragend, dann bestimmt. „Wenn Nietzsche der Philosoph mit dem Hammer war, werde ich vielleicht der mit der Kelle sein? Zerhämmert und zerbrochen habe auch ich den alten Bau — bin ich aber nun berufen, den neuen aufzurichten, wozu ihn die vorzeitig angebrochene Nacht nicht mehr gelangen ließ? Er Philipp — ich Alexander, dem er doch auch etwas zu tun übrig läßt . . ."

Ein ander Mal: „Nietzsche braucht seinen Vollender, die Köpfe allein tun's nicht, lebendiges Leben gehört dazu, und wer von den Herren lebte wohl so stark wie ich?"

Wiederum: „Ich sah und spürte die Aufgabe näher: den Vorläufer zu vollenden, soweit meine Kräfte dazu ausreichen. Er hatte das hypertrophe Hirn allein, ich habe noch den Herzensverstand dazu, seine Lehre, unsere Lehre dem Menschen anzumessen. Er ist ja zu keinem Versuch ihrer Anwendung auf das reale Leben gekommen".

Endlich: „Von einiger Macht ist das Gefühl in mir, daß ich, auch wenn ich nichts Positives mehr für mich wäre und würde, doch der Vorkämpfer einer

neuen in und durch sich selbst lebendigen Menschheit bin. Mit mir geht, ereignisreicher als bei Nietzsche, Gott zu Grabe, und ‚Mensch' wird".

Ereignisreicher als bei Nietzsche! „Die Sonne hält auch keine Predigten, sie leuchtet und wärmt, die große Schweigerin; sie schweigt, laut und herrisch." Es gilt, so „heiß, schön und verführerisch auf die Menschheit herniederzubrennen, sie zu durchglühen, zu schmelzen, sie umzuschaffen, nein, rein zu schaffen, daß sie sich umschafft — !"

Überschwenglich sind die Worte und Bilder, dennoch bergen sich darunter gesunde, nüchtern gesunde Gedanken; vor allem der, daß jeder Reformator mit sich selbst beginnen müsse. „Wäre ich der Herr der Welt, ich spräche nicht: So sollt ihr laufen! Nicht einmal: Seht, so will ich laufen! Ich liefe einfach so, die Hindernisse niederlachend oder niederwetternd. Unter dem Jauchzen von Millionen befreiter, lebensdurstiger, mir nachströmender liebender Herzen möchte ich laufen oder — stehen!"

Ein sehr starker „Selbstachter" erhob sich also zuweilen aus der Vernichtung des „Selbstächters", der wie Ibsen das Messer zur Selbstanatomie stets da ansetzte, wo es am wehsten tat. Er nennt es „das Wunderbarste" — und es geschah selten genug! — wenn er, ganz vertrocknet und verbittert, hie und da

sich laben darf mit dem Heiltrunk der Selbstüberzeugung, Selbstbehauptung.

„Mein Leben hat einen großen inneren Zug" — ermannt er sich, wenn die Pfeile und Schleudern des Geschickes ihn überschütten. Und nichts vermag ihn abzubringen von der Liebe zu dem, was nun einmal ihm verhängt war:

„Ich bin kein Mensch mehr — ein irrsinndurchzittertes Tier — aber klar wie nie das Sehen, stark wie nie das Gefühl: So ist's recht! Das ist das Leben! So erfährst du es, Gesegneter, von tiefstem Grund zu tiefstem Grund. So ist es göttlich ohne Gott, so ist es — Welt! Leben der Welt!"

„Wenn ich wirklich einem frühen Tod entgegengehe, so habe ich doch nicht umsonst gelebt: in mir selbst habe ich einen hinreichenden Grund zum Leben gefunden.

Das Schauspiel, das ich in mir erlebt, war der Kosten wert.

Das Leben braust in mir wie eine mächtige Orgel in einem Dom, und von diesem Hoch- und Lustgefühl aus berechnet, hat es, das Leben, mein Leben, einen Sinn — mich!"

Oder er tröstet sich mit dem Gedanken, daß einst, wenn er nicht mehr ist, die edelsten Herzen ebenso nach ihm zucken, wie er nun rückwärts und rundum nach den Toten, Fernen und Fremden sehnlich langt.

Und so wird in diesen seltenen Augenblicken das rettende Selbstbewußtsein, ähnlich wie die Berauschung an Nietzsche, zur „seligen Trunkenheit“, die eine Weile ihn schwebend hält über seinem Boden, im Ungemessenen.

„Heute dicke schwüle Luft in Hirn und Seele,“ verzeichnet das Tagebuch, „Gefahr, alles zu verschütten. Ankergedanke: die nächsten Jahrtausende schauen auf dich, empfangen ihr Gepräge durch dich . . .“ Oder dann, in körperlich gehobener Stimmung, in aufwallendem Triumphgefühl: „Mein Geist wandert ruhelos und schaffensfroh um die ganze Erde, nimmt alle verlorenen, gebrochenen, verhunzten und verkrachten Riesenunternehmungen der alten und neuen Zeit auf, verknüpft sie unter sich und mit den eigenen, zum Teil prächtigen neuen zu einem magischen Netz, um dem Menschen die Erde und ihn mir zu fangen, und mich — selig meinem Gott zu überlassen, recht ein Menschenfänger!“

Er jubelt: „Das Miserere ist ausgesungen für immer; das walte — ich.“ Er schüttelt die quälende Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe ab mit dem Rufe: „Heute lieg ich an meiner eigenen Brust.“ Er bemerkt staunend, daß Byron ganz Gött sei, nur ohne Götts Willen und Teile seines Könnens. Er stößt in jedem Kapitel von Giordano Brunos Ethik auf Gedanken, die sie beide bis zur Wörtlichkeit miteinander gemein haben (ohne zu

beachten, daß die Gedanken des Nolaners längst Gemeingut sind). „Ich schaue förmlich in mich selbst, indem ich diesen Geist betrachte. Ich hatte schon Augenblicke, wo ich mich des Gedankens einer vollendeten Wiedergeburt nicht enthalten konnte. Ist diese Geschwisterlichkeit nicht ein Trost und ein Glück? Einst selbst wieder so in einem glühenden Herzen auftauchen!"

Solchen Trostes und Glückes war er, den es heute zum Sonnenfluge riß, morgen in der Niederung gar sehr bedürftig. Nicht ausgeschlossen sein vom Größten, Stärksten, Schönsten, war sein ewig hungerndes Verlangen.

„Genuß der Kraft, das ist eigentlich unser Anteil am Leben; man könnte ihn leicht mager nennen, aber wir blühen von nichts so sehr als von ihm." Wer würde das nicht verstehen oder verargen — außer vielleicht der stets Mäßige, Gleichmäßige — daß ein vom Leiden Gehemmter den Genuß seiner Kraft sucht eben in unmäßiger Vorstellung?

5.

Gott geht zu Grabe, und ‚Mensch' wird.

Auf die Grablegung Gottes vor allem bezieht es sich wohl, wenn der Jünger Nietzsches versichert: Jahre,

bevor er den Meister kannte, habe er schon angefangen, den Zarathustra zu leben, oder doch, leben zu wollen!

Die Selbstgespräche erschließen uns seine Religion und Ethik, die da sind ein beständiger und bis zum Ende nur theoretisch, nicht praktisch siegreicher Kampf der neuen Botschaft mit dem Christentum in der ihm anerzogenen, ja — man dürfte vielleicht sagen — angeborenen Form.

„Hie Gott — hie Agott! hallt es seit Wochen wieder hinüber und herüber. Aber immer mehr schwindet Gott, je höher sich mein Mensch erhebt; doch in der Lust der Erhebung selbst sehe ich mich dankbar und gerührt nach Gott um, der mich in eine so schöne Gottlosigkeit leitet. Wahrlich, sie ist von Gottrunkenheit nicht zu unterscheiden."

„Heute ist es mir, wie es der Erde sein müßte, wenn sie ihre Atmosphäre verschluckt hätte. Jeder schützende Schleier, jede bisher färbende, wärmende, belebende Illusionshülle ist verschwunden; hart und nackt kehre ich mein Gerippe gegen den Weltraum, der in tödlicher Schwärze und Kälte gegen mich hereinhängt — Gott ist tot und der Mensch nun allein, ganz allein; eine Schicht leidender Tierheit, auf dem Wege — bis jetzt auf dem Wege zu Gott, nun aber zu was? Zu sich! Zu sich? Was ist der Mensch? Eine Schicht steigenden, neigenden Lebens, sich vertiefenden, erhöhenden

Leidens — auf dem Wege —? Was fragst du! — Hinweg oder vorwärts! Schüttle die Lähmung ab und die Erstarrung, in welche die Aussichtslosigkeit dich gebannt; tilge die Pest aus dem Gebein, wenn du es vermagst, mit der das Leiden der andern dich ansteckt, und arbeite deinen Teil weiter, das Angesicht der Erde, und den Menschen, zu beider Vorteil zu verändern — diese Arbeit wird ein Anteil am Leben sein, dessen du dich freuen kannst, und wäre es auch nur — am Feierabend!"

Er zittert bei dem Gedanken, es könnte „ein ungewolltes Produkt seiner Lebensarbeit" sein, die minderen Menschen ihrer schützenden Lebenshülle jäh zu berauben. Wie elend hat es ihn schon gemacht, und wie mühsam hat er immer aufs neue den Sinn und das Glück seines Lebens behaupten müssen „gegen den Schwund eines fühlbaren Gottes". Doch, gibt es nun auch keinen andern Himmel, keinen andern Trostgedanken, Mutmacher, Kraftbildner, als die Möglichkeit, daß durch ein Überleben dieser Lebensform ‚Mensch' in unfaßlicher Zukunft eine unfaßliche höhere Form entstehen könne, und keinen andern Erlöser der Einzelkreatur als den Tod —: die neue Botschaft, die einen großen Teil der Menschheit zur tiefsten Verzweiflung bringen muß, darf ihr dennoch nicht unterschlagen werden. Decipere non possum.

„Ich bin ein Mensch, ein Glied, ein Organ der Menschheit und habe als solches zu funktionieren, in mir zuckt sie am schmerzhaftesten, fragt sie am ungestümsten, dürstet sie am brennendsten, und in mir hört, sieht und fühlt sie am schärfsten, feinsten, besten."

„Der Gott der Christen ist auch so eine Erfindung, die lebenerhaltend wirkt; aber nur darum, daß man bloß gleichsam den Willen des Vaters im Himmel tut; wer ihn ganz täte, ihn führte er in wenigen Tagen — in den Tod. Jesus ist der wahre Rattenfänger; nur marschiert er selbst als größtes Kind voran im Zuge, hinein in den unersättlichen, höhnisch aufgesperrten Rachen."

„Der Münsterturm, zu dem ich nur scheu die Augen aufzuschlagen wagte, sagte mir etwas Seltsames heute: alles, nach dem das sich reckt, dieser Gott, dieser Himmel, diese Jungfrau Maria, ist nicht. Und doch steht er da, hat seinen Erbauer gehoben und viele Tausende mit gewaltigen Schauern durchrieselt. Und wie dieses sich ins Leere reckt, so ist es vermutlich mit unserm ganzen Streben; es reicht nicht über uns hinaus."

Einmal, am Fronleichnamstag, unter Glockengeläute und Böllerschüssen, lebt und schafft er am Arbeitstisch „in lachendem Gegensatz zu der toten, unproduktiven Mumelei. — Aber nicht um dich zu höhnen, der du für die da unten plärren, dein Leben mit hingegeben

haßt. Denn ich kenne, ehre und liebe dich, Menschenbruder! Nur die Pächter deiner Torheiten, die Ausschlächter deiner Macht muß ich hassen, ihrer Ohnmacht hohnlachen und frohlocken. Und siehe: dich zu der gleichen Stunde zu ehren und zu opfern, in der sie dir Affenschande antun, bin ich hinaufgegangen und habe die Rosen geschnitten, die fünf besterblühten am Stock, rote, in Gedanken der fünf Wunden, die sie dir zuschreiben; und in ihre Mitte habe ich eine weiße gesteckt, ein Denkmal derer, wie dein ganzes Leben eine war; und habe mich ihrer gefreut und sie vor mich hingestellt auf den Tisch, an dem ich dem Leben ein Lied sang, ein Lied, so toll und zart, wie ihm noch nicht viele erklungen sind."

„Wenn mein verdüstertes, aber geschärftes Sehen sich dagegen empört, daß das Leben ein Gefräße und Geschlinge ist, ist es nicht dasselbe, wie wenn die Kirche sich gegen jedes Eindringen des Menschenauges in das Gewebe der Dinge sträubt, als ob Gott dadurch kleiner würde, wenn sich dieser und jener Schleier von einem natürlichen Vorgang löst! Wie wunderbar ist und bleibt es, wenn das wimmelnde Gefräße es zu dieser Form gebracht hat, die ja alles enthält, sich alles geschaffen hat, was wir von Gott erträumen, und eben diesen Gott selbst. Und wäre es wirklich wunderbarer, wenn er unerforschlich über den Welten säße und so richtete, wie wir es von ihm, unserm Ideale, erwarten, oder

wir ihn, unerforschlich doch gewiß, in uns trügen und uns nach seinem Bilde vergöttlichten?

Und wenn das Wort nur ein Bild ist, das wir von den Ahnen übernommen haben — und wenn wir auf diese Bildersprache verzichten und keine Mythen mehr (menschliche Bänglichkeiten, Sehnsüchte, Wünsche, Forderungen) um unseren Kern und Keim spinnen, sondern ohne Gott, nach selbst sich bildenden Gesetzen, hinaus- und hineinwachsen in die rätselhafte und entsetzliche Welt: wird sie darum auch nur um einen Zug kleiner, flacher, ärmer? Wird sie tränenreicher, blutiger, erbarmungsloser, wenn wir, rückwärts schauend, die Götter aus ihr streichen? Oder erhellt sie sich auch nur um einen Schimmer, wenn wir sie in die Hände eines Gottes geben? Nein, auch jeder Gott war bisher für den Starken und ließ niedertreten den Schwachen, jeder Mißhandlung ihn preisgebend. Er hat keine Tränen getrocknet, kein Schwert, keine Geißel, keine Ketten gebrochen, kein Elend, keine Krankheit, keine Verzweiflung gehemmt, wenn es der sich ermannende, oder aber der sich erbarmende M e n s c h nicht selber tat. Nein, die Welt ist gleich groß und Mensch und Leben gleich gut, mit oder ohne Gott — ja, wenn wir recht zufühlen und genau messen, so wird sie größer und besser, wenn der Mensch seine Macht und Pflicht erkennt; wenn er nichts mehr von einer Hand aus der Höhe erwartet, sondern aus

seinem eigenen Geschick heraus sein Gesetz selber bildet und alles selber tut und alles selber vor sich selber verantwortet. — Das gibt das helle Recht, gekrönte Köpfe jauchzend hinabzuhauen, und den Willen zum Menschen, zu dem der Stunde und zu dem höheren der Zukunft, aufzurichten. Und dafür, meine ich, sollte es sich noch verlohnen, zu leben, und sich so die Seligkeit zu erschließen, die ich jetzt noch nicht hinter der dunklen Türe fände, wenn ich sie, in kleineigenpersönlicher Verzweiflung, gewaltsam erschlösse. So will ich mich heute denn noch einmal geboren haben. Es sei, ich will! Ich will, es sei!"

Im Schwung und Schwall der Rede scheute Gött niemals vor einem Gewaltwort zurück. Die tönende Phrase von den gekrönten Köpfen ließe an einen sogenannten Edelanarchisten denken, stünde sie nicht so vereinzelt, so entgegengesetzt seiner vielmal bekannten deutsch-bismarckischen, deutsch-kaiserlichen Gesinnung. Ja, er wollte uns den mythischen Bismarck geben, wollte dem geliebten Eisernen in einem Sang vom ‚Reichsschmied' das dem Hamburger Standbild gleichwürdige poetische Denkmal errichten.

Ein halbes Jahr vor seinem Tode faßte er, was die Tagebücher über den Kulturkampf des neuen mit dem alten Glauben in seinem Innern offenbaren, noch einmal zusammen in klare Äußerung. Er nennt es seine

größte Gefahr: das Zurück- und Abgelegte, das Überwundene „drunten“ zu vergessen, das heißt zu verkennen, daß es überwunden ist. So taucht es stets vordringlich mit auf, eine furchtbare Versuchung in tückischer Maske. Im Hader mit dieser Versuchung wird ihm seine Unfreiheit klar. „Ich finde mich immer wieder auf den Stufen einer Kryptoreligiosität, die sich mit der sonstigen lapidaren Weltansicht nicht verträgt.“ Deum expellas furca, tamen usque recurret — wird die so bezeichnende Kryptoreligiosität der „Naturalisten“ an einer andern Stelle umschrieben.

An Gött bestätigt sich wohl auch das feine und tiefe Wort von Julius Bab: es gebe Katholiken und Protestanten seit die Kulturwelt steht.

Servatius Emil Gött — Servaz! ruft er sich oft schmerzlich spottend mit dem vom herrischen Dorfpfarrer ihm aufgezwungenen Taufnamen — er hat es erfahren, wie viel leichter sich das katholische Denken, der Dogmatismus, überwinden läßt als das katholische Fühlen. Daß er für Luther niemals Verständnis, geschweige je ein Verhältnis zu ihm gewann, wäre etwa noch mit dem Gegensatz der Naturen zu begründen. Allein der katholisch-mystische Unterton wird dem Kundigen in den „theologischen Spekulationen“ und ethischen Forderungen des Tagebuchs immerwährend deutlich vernehmbar.

Wie schon der blutrote Opferstrauß verrät, hatte Gött auch die Freude an Kulthandlungen nicht verloren. Ja, eine Zeitlang pflegt er einen förmlichen „Sonnendienst", indem er am frühesten Morgen fast täglich zur Feier des Sonnenaufgangs die aussichtsreiche Kuppe des Roßkopfes besteigt. Eine schöne Erregung schenkt ihm dort oben, als Aussteuer zur „Vermählung mit der Lichtmutter", Sonnengedanken, gute Führer in die künftigen Nächte. Dann betet er „gewissermaßen im Trieb der Selbstrechtfertigung" zur Sonne mit altgewohnten Formen, Worten und Wendungen:

„. . . Du wirst über den Blinden nicht spotten, du Lichtauge Gottes, wenn du ihn so mühsam seinen Weg abtasten siehst, den du von dort her mit einem leichten Blick überschaust, und wirst ihn nicht verachten, wenn er manchmal von der Glut dampft, die du ihm eingeschenkt, und nach einem Trunke für den brennenden Durst lechzt, und ihn nicht gleich — in seiner Vernunft findet."

Von der gleichen religiösen Färbung ist Götts Ethik. Die Glut, die ihm die Sonne einschenkt, erzeugt „Sünden" — erotische Phantasien, gegen die er ein beständiges Gefecht führt. Wohl sagt er sich,

daß sie nur Folgen seien der gewaltsamen Unterdrückung „einer an sich ganz natürlichen und ziemlich mäßigen Sinnlichkeit", aber die „ekelhaften Flecken" in seinem Leben quälen darum nicht minder seinen „reinlichen Sinn". Und er freut sich, wenn er zu bemerken glaubt, daß sich „der Wille zur Reinheit" leichter durchsetzt, „trotzdem die Stürme rasen wie nur je und je, und die Feuer brennen".

Freilich, das Streben nach Reife und Reinheit macht sich ihm zuweilen auch als Schwachheit, als Feigheit verdächtig. Dann überfällt ihn „mit verführerischer Kraft" die Frage, „aus welch einem Gemisch von guten und schlechten, menschenkindischen Gründen" er über sein ungebärdiges Leben Askese verhänge. Das sei ja wohl im großen und ganzen für seine Natur notwendig gewesen. Aber — „bleibt mir die Heiligkeit wirklich nicht erspart? Beim bloßen Gedanken daran sehe ich mich nach geschmackvollen Freveln um."

So wird die geschlechtliche Enthaltsamkeit mit einbezogen in den ewigen Kampf des Zarathustrischen Glaubens gegen die christliche Moral. Und er denkt an Don Juan, der triumphierend über Weiberleben und Männerleichen schreitet. „Ob etwas davon in mich hinein müßte? Es gäbe eine artige Mischung."

Das anscheinend nur Theoretische, Dialektische des Widerstreits darf uns nicht über die Leidenschaftlichkeit

täuschen. „Wo setze ich den Fuß auf, um mich abzustoßen? Welch ein Schwächlich und Häftling bin ich! Wo ich überhaupt noch etwas kann, kreuzt mir die Moral den Weg."

Er fühlte sich „ununterworfen, aber kein Herr". Es sind seine schönsten Träume, wenn er sich hart träumt; doch im Wachen kommt er dem Traume nicht nach. „Ich darf nie erwarten, daß das so lange von mir gezüchtete, sogenannte Gute völlig machtlos werde — mich zum sogenannten Bösen freigeben werde. Stets wird es als Regulativ wirksam sein wollen und auch sein, und ich werde eine Art Kampf dagegen führen müssen, daß es meinen andern Arm nicht völlig lähmt."

Unüberwindlich bleibt ihm die Feigheit vor dem Leiden, das er über Nächste und Fremde verhängen müßte; die „Polypenarme des Mitleids" umstricken ihn; vor den „Ausschweifungen des Gewissens" gibt es keine Hut. Und vergeblich fragt er sich, ob, wer alles Gute erfüllte, nicht auch alles Böse erfüllen dürfte.

Schließlich möchte der erschöpfte Kämpfer das Unvereinbare vereinen, möchte Tolstoi und Dühring in sich verschmelzen. Tolstois „Auferstehung" wird ihm zum Ereignis. Er fühlt sich daheim in diesem Buch, bei diesen Menschen, in dieser Menschenlandschaft, obwohl sein Gang ein andrer ist, oder doch sein will. Aber „die Weiche solchen Gefühles muß mit der Härte

und Schärfe Dührings vermählt werden, so daß eine Entfaltung des Lebens möglich und nicht seine Auflösung notwendig ist."

Also, das Böse, die Härte und Schärfe, sollte doch wieder dem Guten dienen, wie er es denn bewußt ausspricht: „Mein Ankergrund ist das felsgewordene Gefühl von der Ewigkeit der Welt und des Lebens, und mein Anker: der Wille, daß dieses Ungeheuere in dem Bereiche meiner Macht gut sei."

6.

Ein Gegenstand der Sehnsucht und der Betrachtung in Götts Sehnsuchts- und Betrachtungsleben, so wichtig und immer wiederkehrend wie Gott und die neue Botschaft, mit beiden auch eng verknüpft, war ihm das Weib — die Liebe — die Ehe. Er bezeichnet sich selbst als gynaikotrop und erlebt im Umgang mit Frauen das Bewußtsein seines Unterschieds von Nietzsche und dessen geistigen Vorfahren. „Übermensch, das ist wohl: dem Menschentier entwachsen zu sein, hoch über seinem hellen Jammer, seiner dumpfen Lust und Qual dahin zu leben. Aber zum Überleben wird es erst in dieser notwendig eisigen Höhe, wenn zwei sich auf ihr finden, ebenschultrige, die sich gerade in die Augen

sehen können. **Übermensch**, das ist **Übermann und Überweib**." Und er ruft Nietzsche zu:

Der Welt vertraust du, und traust dem Weibe nicht?
Den Übermenschen willst du lehren und machst das Weib zum Tier?

Nicht, daß er verblendet gewesen wäre. Im Gegenteil. Es findet sich bei ihm das dem weiblichen Geschlecht alles raubende Wort: „Der **Mann** ist die Mutter der Menschheit." Es finden sich heftige Gegengefühle, Anklagen, Verurteilungen. Manchmal sogar in zu allgemeinen und wider „das Weib" herkömmlichen Wendungen.

Die Memoiren der Malwida von Meysenbug erregen ihn überaus freudig. „Witterung des Menschen ist doch das Berauschendste, was es gibt." Aber im dritten Band verwundert und verwundet ihn „dieses zähe Festhalten an etwas Entgleitendem, ja schon Verlorenem". Es ist ihm nur verständlich und verzeihlich, wenn er bedenkt, daß sie ein Weib ist. „Alles entbehren und nichts verlieren, ja, durch jeden Verlust gewinnen, das kann nur der Mann und zwar nur der schaffende."

Oder er, der von sich sagt, am Ende seines Strebens könnte seine göttliche Tat (oder Mittat) gewesen sein, das Weib dem Manne gleichgestellt zu haben, mißt

doch selbst die Frau und Dichterin, von der er auf so manchen Blättern des Tagebuches spricht, für die er die innigste Verehrung und Liebe hegt, die er „meine Ebner-Eschenbach" nennt, — er mißt auch sie, wie es üblich ist, an dem Maßstabe des andern Geschlechtes: „Das Mannesherz, das ich bei unsern Dichtern vermisse, sitzt im Busen eines Weibes." Ein ander Mal freilich wählt er für die Verfasserin der so sehr von ihm bewunderten Aphorismen eben das Ruhmeswort, das die ewig streitenden Geschlechter in der Tat auf einer höheren Stufe gleichgesellt: „Ein Mensch, ein Mensch! licht, mutig, schön und echt."

Gött schrieb einmal von einer erwärmenden Gottesumfassung. Und ein andermal: „Ohne Fühlung mit einem erhabenen Elemente, sei es Gott, sei es das Weib, ist kein dauerndes Leben möglich. Dieser beiden beraubt, ist der Mensch aus dem Paradiese vertrieben und steht ganz im rauhen, fürchterlichen, eigenen Leben — der Menschheit."

Wenn in schwersten Leidenstagen ihn so die Empfindung unterjocht, nun sei der Zusammenhang mit irgend einem Lebensgrund gebrochen, dann erpreßt es ihm Tränen: „Einsam, rechtlos, schutzlos, lustlos, ziellos, vom Weibe getrennt, von Gott befreit, ans Leben gebunden —: ein einsam sich ungenuger Mensch, der weder nach einem Weibe zu greifen wagt, noch das

einstige Zusammentreffen mit seinem Weibe hoffen kann und darf und will; der ‚auch ohne‘ sein Leben erfüllen möchte, und nicht immer kann, und den seligen Stunden noch mißtrauen muß, wo es ihm gelingt.“

Nach einem Weibe zu greifen, verbot ihm das „Gesetz“, das er sich gegeben — richtiger, in das sich seine kryptoreligiösen Gründe unter Einwirkung der neuen Anschauungen umgeformt hatten: Einem Ideale die Einehe zu bewahren. Aut dominam, aut nullam. „Du, der du Herr über die ganze Erde und einen Teil der Welt bist — bist du dies nur auf Kosten deiner Menschheit und Männlichkeit? Wird dein königlicher Arm für immer der Lust beraubt sein, sich um das Köstlichste der Welt zu legen: ein blühendes, glühendes Weib? Ist es überhaupt noch der Mühe wert, Herr über das Leben zu sein, wenn es dieser Lust beraubt ist —?“ Er hofft und tröstet sich: Sie ist ja da in meiner Sehnsucht. Es muß sein, daß das Weib, das ich denke, die Herrin des Lebens, auf Erden wandle und dem Leben Sinn, Reife, Schönheit gebe.

Er betont in einem vertrauten Briefe, daß, soweit er sich umsehe, kein Geist, auch Goethe nicht, größer und schöner über das Weib denke, als er, der übersinnliche Freier. Und er weiß es wohl, daß es seine Übersinnlichkeit ist, was ihm die Frauenherzen zuführt, sein Verlangen nach einer wunderbaren Vereinigung

und Herrschaft, die es vielleicht nicht gibt, oder doch nur ein seltenes Mal. Als geistiger Don Juan sprach er das Herrenwort: „Ich muß meinen Weg nehmen wie ein rollender Block, und kann es schadlos nur durch Seelen."

Außerordentlich zahlreich ist seine „Weiberschaft" gewesen, ungewöhnlich groß der Kreis, der Freundinnen jedes Alters umfing: die noch kindlichen Mädchen, die Gattinnen der Freunde, die selbständig sich durchs Leben kämpfenden reifen Frauen und die müden, niederwärts gehenden Greisinnen. In allen Mischungen und Abstufungen der Freundschaft und Liebe war er ihnen, waren sie ihm zugetan. Doch einer vor allen blieb, jahrzehntelang und bis zum Ende, sein Gemüt zu eigen; zu ihr kehrte er zurück von jeder Irrfahrt der begehrenden Phantasie; ihr gab er oft sein Süßestes, öfter sein Bitterstes zu kosten, und ließ über die allzeit geduldig und selbstaufopfernd teilnehmende die vertrautesten Bekenntnisse stark und rücksichtslos hinströmen.

Man sagt, daß die Frau der Natur näher stünde als der Mann; daß Frauen sich leichter zu erfreuen vermögen an der Blütenfülle, den bloßen Versprechungen der Natur, ohne gleich an die Frucht, den Nutzen zu denken. Gött besaß in seiner Weiberschaft eben die die ihm notwendige Gemeinde, die gläubig emporstaunend sich versammelte unter der Wölbung seines Blütenbaumes. Und die jene Zartheit und Sinnigkeit zu

schätzen wußte, die in seinem Wesen lag und ihn mit einer Art Verklärung überschimmerte.

Verschwendung auch hier. Niemals war er karg, weder mit Gefühlen und Stimmungen, noch mit der Zeit und Kraft, sie auszusprechen. Stets war er bereit, frohes Echo ertönen zu lassen und Grüße zu senden: Gedichte, herzliche Briefe, selbstgepflückte Blumengewinde, selbstgezogene, zierlich geordnete Früchte. In alle Anstrengung und Geschäftigkeit seines Tages, in alle Qual seiner Nächte hinein, bis zu der Stunde des Todes schlang er mit leidenschaftlicher Ausdauer diese zärtlich blühenden Ranken der Zuneigung und Liebe. Und sogar wenn die Liebe sich zur Leidenschaft steigert, wenn die Stürme rasen und die Feuer brennen, wenn die Mannesnot ihn peinigt, bleibt die Gewalt, der rohe Aufruhr, verborgen in ihm, zurückgedrängt mit heldischer Bezähmung. Er hob im Laufe der Jahre seine Augen wiederholt zu Frauen, die schon einem andern gehörten, verlobt oder vermählt. Dann tobte er im verschlossenen Innern gegen sein männisches Verlangen, während die Geliebte sich nur lind umschmeichelt fühlte; dann stieg er in alle dunklen Niederungen des Schmerzes, während sie sich emporgetragen und sanft umleuchtet sah.

Moritz Heimann hat seinen späteren Freund geradezu vorempfunden in der Novelle: „Die Tobiasvase". Es

ist, als hätte Gött Wesenszüge geliehen zu dem einsiedlerischen Künstler, dem milden Bären, der da die Pfarrersfrau durch die Sommernacht heimführt, Hand in Hand, nur hie und da mit sanftem Druck den Drang und die Not der Seele verratend.

Die Beziehungen, Verknüpfungen, Verhältnisse dieses Frauenlobs, die flüchtigsten wie die lange währenden, leben und weben im Tagebuch. Eine Fülle ganz eigenartiger, psychologisch wertvoller Berichte, die sich nicht, oder noch nicht, zur Veröffentlichung eignen. Doch wird ja, zum reichen Ersatz, einstweilen der Blütenauszug alles mit den Frauen Erlebten und Erfühlten, von der Liebe Erhofften und Erträumten dargeboten in dem nachgelassenen Gedichte: Fortunatas Biß.

Klopstock hat der „künftigen Geliebten" eine Ode gesungen:

Oft um Mitternacht streckt sich mein zitternder Arm aus,
Und umfasset ein Bild, ach, das deine vielleicht —
Du, die meine Begier stark und unsterblich verlangt!

Gött feiert mit gleich starker, gleich unsterblicher Begier die künftige Gattin — das Zusammentreffen mit *seinem* Weibe — in einem dithyrambischen Drama. Da konnte die Idealgestalt kein Schemen bleiben. Das edelste Blut und die feinsten Säfte wurden mancher Lebenden entzogen, um Fortunata zu beleben. Im

Kunstwerk wahrhaft und leibhaft geworden vermöge menschenschöpferischer Kraft, kündet sie die himmlische und die irdische Sehnsucht ihres Dichters.

Indes, nach wie vor der Vollendung des Gedichtes, hielt er unablässig Um- und Ausschau, das Urbild auf Erden wandelnd zu erspähen, und im Laufe der Jahre spann er sich mehr und mehr in den Wahn ein, ihr auf einer Reise wirklich begegnet zu sein. Als „die Ferne" — „sie" — „das Traumbild von Straßburg" beherrscht diese schöne Reisebekannte seine genußreichsten Phantasien. Er stellt sich vor, daß er auf sie denselben Eindruck gemacht haben könnte wie sie auf ihn — daß vielleicht „dort auch etwas im Spiele sei" — daß eines Tages seine Werke, sein Ruhm für ihn sprächen, daß „sein Name ihr in den Schoß fallen" würde —: Knabenträume, oft in rührend jugendlichen Wendungen ausgesprochen von einem schon Hinwegschwindenden in Not und Krankheit.

Als dann die Werke und der Ruhm doch zu lange zögerten, plante er einen schalkisch anknüpfenden Brief an ihre verheiratete Schwester. „Nach jahrelangen Versuchen" glückte ihm endlich einmal der Brief, unvermutet, inbrünstigen Willens, sehnsuchtsvoll nach Fundament und Bestimmtheit. „Wohl zitterte ich, als ich ihn in den Bahnwagen steckte, aber — es lebe das Leben!"

Das Leben gab dem Gruße, wie allen Grüßen dieses unabweisbar zu ihm Betenden, kein Echo zurück als: Entbehren sollst du, sollst entbehren.

7.

Im Jahre 1903 schrieb er:

„Meine Hauptleistung ist bis jetzt gewesen, mit meiner Veranlagung neununddreißig Jahre alt zu werden, an Tod und Irrsinn vorbei.

Da lag ich, auf mich zurückgeworfen, arm, schwach, elend, ohnmächtig, mit nichts im Besitz als einem ziemlich scharfen Intellekt, einiger, doch nicht sonderlicher, sprachlicher und künstlerischer Ausdrucksfähigkeit, einigem gesammelten Material, doch ohne Pläne und Ordnung und Vollständigkeit. — War ich, bin ich größenwahnsinnig? Habe ich überhaupt etwas zu bedeuten?"

In der Düsterkeit der Leidensnächte wähnt er sein ganzes Elend zu durchschauen und erhebt die schwere, moralische Anschuldigung: „Du bist richtungslos." — Vor dem Spiegel der Schaubühne erkennt er die „verfluchte Ähnlichkeit" mit dem Hjalmar Ekdal der Wildente.

Er deutet mit Fingern auf sich: „Und dieser dachte an Wettstreit mit den Alexandern und Napoleonen! Ach, der Betrogenen, die an ihn glaubten!"

Zwei Jahre vor seinem Tode, wie doch die Krankheit als Hauptübel mehr und mehr hervortrat, fragte er sich: „Ob ich nicht noch zu einem älteren Gartenarbeiter taugte, dem es mehr auf gute Behandlung als hohen Lohn ankommt? Ob ich so mich nicht noch, einfach dienend, bewährte, in der Bewährung zur Ruhe käme, von der in sparsam gestatteten glücklichen Augenblicken zur Kraft, und in dieser zur Tat?"

Zur Tat! Fast auf allen Blättern der Tagebücher lesen wir es, geschrieben und wortlos zwischen den Zeilen: „O, wie ich nach Schaffen dürste, gleichviel welchem, nur groß genug, die leeren Räume meiner Seele zu füllen." Dem starken Trieb nach Freiheit, nach Brechung der äußeren Fesseln liegt ein stärkerer noch zugrunde, von dem jener erst die Anspannung erhält: der Hunger und Durst nach dem schönen Leben — nach einem hellen Tatleben. Sein Leben soll sein Kunstwerk werden, sein schönstes Gedicht!

Seite um Seite bedecken die Schilderungen kriegerischer und staatsmännischer Phantasien; sie überfallen ihn besonders gern, „wenn der Nerv Nietzsche wieder in ihm zuckt". Der Traum vom Herrenmenschentum gibt demnach den Anstoß. Aber der egoistische Lustgedanke verbindet sich mit den altruistischen Neigungen, die er bei seinem Eindringen in Götts Seele vorfand und daraus nicht verdrängen konnte: mit dem selbstlosen

Gerechtigkeitsverlangen und dem leidenschaftlichen Bedürfnis zu dienen, zu helfen, zu retten, ja sich zu opfern.

Es steckte etwas gleich Unbändiges in der heißen Seele und dem ursprünglich so starken, untersetzten Körper, und die Krankheit mit den zeitweise heftigen Wallungen des Blutes machte es ihm schwerer und schwerer, der mitaufwallenden Einbildungskraft Herr zu bleiben. Tag und Nacht wird der notgedrungen feiernde Dichter oft gequält und beglückt von Visionen, von „Großmannsphantasien", wie er sie vergeblich schilt, von geradezu kindlichen Versuchungen, sich in die Weltgeschehnisse handelnd einzumischen. Zeitungsnachrichten erregen ihn dazu: die Kämpfe der Spanier gegen Amerika, der Befreiungskrieg der Tagalen und — dauernder, eingreifender in sein Leben — der Burenkrieg.

Womit aber beschwichtigt er in seiner Enge die Empörung über die Ungerechtigkeit in der weiten Ferne und den glühenden Helferdrang? Zunächst mit — Briefschreiben. Er entwirft Kriegserklärungen, er richtet mahnende Episteln an den Präsidenten der Vereinigten Staaten; er beschwört die Königin und das Parlament von England; „die feurige Zunge" spricht zu Japan wie zum Zaren. Erst schwankt er noch zwischen Ernst und Spott über diese Versuche, sein erhitztes Gemüt zu kühlen; bald unterliegt er dem Glauben, auf

solchem Wege etwa doch Einfluß gewinnen zu können — er sendet seine Briefe wirklich ab!

Vielleicht ist ihm Björnson das Beispiel gewesen, der, noch als Greis in einer liebenswürdigen, klug-unklugen Kindlichkeit befangen, ja auch durch öffentliche Äußerungen in die Schicksale der Völker einzugreifen hoffte. Er freilich konnte auf den Weltruhm seines Namens rechnen, auf einen sichern Widerhall in der Presse. Aber der arme, sieche, völlig unbekannte Landwirt und Poet in Zähringen!

„Zum Spaß" kam er gar auf den immerhin halbernsten Einfall, sein Bündel zu schnüren, nach Berlin zu wandern und „sich einfach dem Kaiser zu stellen" zur Untersuchung, ob seine Kraft nicht irgend verwendbar sei, oder, wenn ihn der Kaiser auslache, zu fragen, ob er, wie der letzte Ritter, als erster Kaiser neuen Stils nicht einen lustigen Rat brauche?

Da berührt es nun seltsam, daß in einem erfolgreichen Roman der Gegenwart: ‚Zwölf aus der Steiermark' von Rudolf Hans Bartsch, einer dieser nach dem Leben drängenden, brausenden Jünglinge, und zwar der tüchtige, später am meisten in sich gefestete Wigram, der Bauernsohn, den gleichen Weg beschreitet, sich den Deutschen Kaiser, den Kaiser „voll Gnade, Kraft und Gedankenfreude" zum Hort aller Gerechtigkeit, zum Hüter des europäischen Gleichgewichtes und — zum

Empfänger seiner Episteln erwählt, sich bei ihm zum Fürsprecher macht aller Unterdrückten der Welt, ihm seine beschwörenden Ratschläge und seine stürmische Begeisterung aufdrängen will. „Ich versuche direkt in die Speichen eines der gewaltigsten Räder dieses Erdenuhrwerkes zu greifen", lautet sein Größenwahn. Schließlich reist er nach Berlin und trinkt dort den bittern, ihn heilenden Becher der Demütigung und Enttäuschung. Niemals der Kaiser, nur ein wohlmeinender Ministerialrat hat seine Briefe gelesen und bietet ihm ein Amt im gewöhnlichen strengen Rahmen des Dienstes.

Auch Gött reist schließlich, im Spätherbst 1899, nach Holland, sich Leyds zur Verfügung zu stellen. Für ihn muß die Abweisung in schlimmerer Form erfolgt sein. „Wie schwach bin ich doch draußen, ein schüchterner, zahnluckiger, einsprachiger Mensch!" Und er wollte sich als Heizer auf ein Schiff verdingen, trotzdem hinüberzukommen zu den Buren.

Nicht bloß ähneln einander die beiden so merkwürdigen, so unstreberhaften Streber, Wigram, der alles konnte und war, nur kein Poet, und Gött, der alles zu schaffen und zu können glaubte und vielleicht nur Poet war: er, der nicht älter Werdende, hat noch andre Wesensverwandte im Roman unter den Lebensreformern, Politikern und Kampfnaturen — besonders den zarten, sinnigen Dichter Kantilener, der lächelnd

über den Verlust seines kleinen, einer schönen Idee geopferten Vermögens hinweggeht. Und wie bei den zwei besten dieser Mannesjünglinge bleibt auch bei ihm der edle Wille, die echte Kraft des Antriebs gleich unversieglich und stark bis zum Ende.

Er verhöhnte sich einmal, daß ihn wohl nur die Militärmusik zum Kriegshelden mache; doch er hat den täglichen Krieg, den ihm die Umstände aufzwangen, heldenhaft geführt, solange er atmete. Treffend und wahr schildert er sein aussichtsloses Ringen in einem militärischen Bilde: „Du siehst ja, daß ich, wenn schon ich vorläufig nicht näher an die verschlossene und verwahrte Festung komme, doch ziemlich brav im Laufgraben liege, dreckig, hungrig, aber voller Ergebung in mein Schicksal, und zwar tätiger Ergebung; ich belagere und greife an, gleichviel, ob sie in vierzehn Tagen oder vierzehn Wochen fällt — oder unbezwinglich ist."

Im psychologischen Zusammenhang mit den Großmannsphantasien, den Kriegsvisionen, stehen die „Erfindungen" Götts zu militärischen und verwandten Zwecken.

In den Jahren 1897 und 98 beschäftigte er sich — auf dem Papier — mit der Konstruktion eines Luftschiffes für eine Nordpolfahrt. Es sollte mehr ein

Transportmittel und Menschengehäuse für so ungeheuer weite und unwirtliche Gebiete werden, als ein Hoch- und Schnellflieger. Bis ins einzelne verzeichnet er seine Gedanken darüber und vervollkommnet den Flugkörper noch zum fürchterlichen Angriffsmittel gegen Kriegsschiffe und Festungen. „Ist das ein Traum oder Rausch, nun so hänge auch ein solcher unter den vielen Gespenstern und Fledermäusen auf meinem Speicher."

Dann glaubt er, „ausgehend von der geplanten Unternehmung des Panamakanals", eine Erfindung gemacht zu haben, die nahe ans perpetuum mobile grenzt, eine Wasserdruck- und Bohrmaschine. Aber der erste Techniker, dem er die Idee vorlegt, stößt mit einem Wort, das den Grundirrtum trifft, seinen „Schwindelbau" um. Er hatte, wie bei dem Luftschiff, „unzüchtig phantasiert", hatte ohne die nötigen Kenntnisse Annahme auf Annahme errichtet über hohlem Grunde. Kein Wunder, daß jeweilen „der Zusammenbruch der pompösen Kuppel genug Mauerwerk mit umreißt und das Stehenbleibende bis in die Grundfesten erschüttert".

Ob diese ins Große gehenden Erfindungen durchaus gegenstandslos gewesen oder nur, wie Gött selber meint, von einem schnellen und vorlauten Hirn ersonnen, ehe das erforderliche physikalische und sonstige Wissen erworben war, bleibe dahingestellt. Wohl aber durfte er sich eine gewisse Bauerngenialität zuschreiben im

Sehen, Erfassen und Angreifen aller Praktiken als „geborener Ingenieur wie jeder Bauer in bescheidenem Sinne".

Wiederholt geschah es freilich, daß er gerade auch für praktische Zwecke Pläne und Modelle mit Liebe, Eifer, Zeit und Geldverlust schuf, ganz vergeblich, weil sie schon vorhanden waren, wie jene Rettungsmaschine in Feuersgefahr. Sehr oft fehlte es an den Mitteln zum Beginnen. „Ich und Geld!" seufzt der Luftschiffbauer im November 1898. „Jeder Versuch, es zu schöpfen, zerrinnt mir selber beim bloßen Anfassen aus Mangel an Geld, das ich zum Schöpfen brauchte. Selbst wenn es wirklich nur darauf ankommt, Geduld zu entwickeln, so gehört dazu die Notwendigkeit, zu betteln oder zu pumpen, da ich nur noch dreiundvierzig Pfennige zweifelhafter Provenienz habe: ich glaube, es ist direkt unterschlagenes Geld aus A.s Kasse."

Im letzten Lebensjahre treibt er in einem wahren Wirbelstrom der Erfindungen und Entdeckungen.

Er will den weniger mit Glücksgütern Gesegneten Heimstätten bauen aus „Trockenplatten", einer Art Gipsdielen in Eisenrahmen gegossen, die nicht die Hälfte eines gewöhnlichen Hauses kosten würden. „Man kann unten einziehen, während man oben noch baut, und länger als eine Woche wird es nicht dauern vom ersten Pickelschlag bis zum Abzug der Werkleute."

Er entdeckt die Spinnbarkeit der „Ramse", einer überall im Schwarzwald wildwachsenden Ginsterart. Die mit Hilfe eines Seilers mühsam hergestellten Proben fallen überzeugend aus. Glücklich schreibt er der Freundin: „T. schickte mir eine Probe unsrer Ramsenwolle in gereinigtem und gebleichtem Zustande — bereitet durch den Werkmeister der Raminspinnerei Emmendingen. Also fertig! Die Aufgabe ist technisch gelöst und ein ganz überraschend schönes und gutes Produkt geworden. Hochweißblond und glänzend, man glaubt gar nicht an ihre Herkunft. Nun ist nur noch die Wirtschaftlichkeit der Gewinnung zu ermitteln und — nicht durch mich! Mit diesem — fast hätte ich gesagt: Trank im Leibe, aber ich sage lieber mit diesem Kornfeld auf der flachen Hand können wir vor jedes Auge treten und werden Interessenten finden, die sich der Ausbeutung annehmen... Also eine Freiheit, eine Ruhe und eine Kraft mehr! Denn bluten habe ich zuletzt sehr darunter müssen. Daß du es weißt: ich habe damals die mir von einem reichen, befreundeten Herrn in Freiburg à fonds perdu angebotene Hilfe aus Gründen einer schmerzhaften, aber wohltätigen Weisheit abgelehnt."

Der Todkranke ließ sich dann in der Tat die geschäftliche Verwertung zu früh und wahllos aus der Hand nehmen, so daß nun der mögliche Vorteil ganz andern zugute kommen dürfte, als den armen Häuslern

des Schwarzwaldes, denen er mit dem Sammeln des Ginsters einen Verdienst hatte schaffen wollen. Die gesponnene Faser liebevoll in der Hand prüfend und ihren lateinischen Namen sarothamnus mit genießendem Wohlgefallen vor sich hinsprechend, sah er schon im Geiste durch diese neue Industrie ganze Gegenden aufleben und eingeschlafene badische Städtchen zu reger Tätigkeit erwachen.

Noch fiebrischer waren die Einbildungen, die um Alt-Breisach schwebten und webten. Es sollte der Mittelpunkt aller seiner industriellen Pläne und Unternehmungen werden, sollte als ein Handelsemporium in alter Herrlichkeit wieder erstehen. Großartige Hafenbauten — der Rhein, bedeckt von unzähligen Schiffen, die seine Erzeugnisse ausführen! Für die Freunde und Freundinnen wollte er dort eine Kolonie gründen, ihnen Trockenbauhäuser seiner Konstruktion errichten; die Lage wurde schon für jedes ausgesucht und die Einteilung der Zimmer vorgesehen nach den persönlichen Bedürfnissen. Und wer in der Welt verloren war und nichts Rechtes mit sich anzufangen wußte, hier sollte er seine Stelle finden, seinen beglückten und beglückenden Platz im arbeitsfrohen, gesegneten Getriebe, in Götts Kaiserreich.

Diese industriellen und wirtschaftlichen Visionen und Träume, deren er sich oft „zu erwehren vergaß", zählten zu den „hellen und hohen Seligkeiten seiner guten

Stunden, Wochen, Monde". Dann „fühlte er sich in den Weben, die glücklich machen", gleichviel wie Schweres er körperlich und geistig zu dulden hatte. Dann ging es ihm leuchtend durch den Kopf: bis auf das Glück einer wahrhaft großen Liebe habe er fast jedes andre Glück, und Glück in den reinsten und seltensten Formen, genossen.

8.

„Diese drei Dinge will ich erleben: einen Fleck der mütterlichen Erde auf das menschensinnig Schönste bebauen; ein vollendetes, geistiges Kunstwerk schaffen, stark, tief und schön; und dem Auge der Frau begegnen, die beides versteht und mich um beides ehrt und liebt, und sich in mir sieht und darum mit Notwendigkeit die meine ist."

In drei Wünschen an das Schicksal, so ähnlich den drei Wünschen Heinrichs von Kleist, hat der Sphärenwanderer seine Sehnsucht aus den Wolken schließlich auf die Erde niedergezwungen. Nur der zweite ist ihm erfüllt worden. So stark, tief und schön, als es seiner Natur verliehen war, wirkte der Künstler Gött seine Innenwelt aus in den dramatischen Hauptwerken Edel-

wild und Fortunatas Biß. Es gebührt sich nicht, in der ersten Einführung schon dem Urteil vorzugreifen; nur über die Zeit und Art ihrer Entstehung seien noch einige den Briefen und Tagebüchern entnommene Äußerungen angefügt.

Während das Jugendwerk, der Adept, in der letzten Fassung mit dem Titel Schwarzkünstler wesentlich nur eine Rückkehr zum früheren Wortlaut vorstellt, sind die innerlich erlebten Dramen der Zähringer Zeit im Gestalten vielfach umgestaltet worden und haben eigentlich, wie das Leben ihres Schöpfers, keine endgültige, ihn befriedigende Form gefunden.

Im November 1894 begann er Edelwild zu entwerfen, das erst ‚Die Kinder von Balsora' heißen sollte, dann jahrelang, in einer später verworfenen breiteren Fassung, ‚Der Kindskopf von Balsora' — und einmal vorübergehend auch ‚Morgenland'. Man kann das Fortschreiten von Szene zu Szene im Tagebuch verfolgen; dazwischen lustige Verssprüchlein, die über die Störungen, innere und äußere, berichten.

Zunächst galt es, die Scheu zu überwinden vor der künstlerischen Beichte. „Letztes Jahr noch ließ ich ein Stück liegen: ‚Mancher Umweg ist keiner', weil es mir zu sehr mich und meine Lebensgeschichte zu geben schien, und auch bei meinem ‚Kindskopf' hatte ich beständig gegen eine gewisse heftige Scham anzukämpfen, wenn

ich zu tief in den eigenen Busen griff. Aber — hat der Dramatiker weniger Recht als der lyrische Dichter, sich und seine Leiden zu singen?“

Bald auch erschien ihm soviel sicher: „Der Kindskopf ist eine Fehlgeburt, weniger durch seinen ungeheuerlichen Wasserkopf, den ersten Akt, als seinem tiefsten Wesen nach: die Ehe zwischen seinen Eltern ist eine unnatürliche; seine Mutter ein Märchen, ein lockeres, durchscheinendes, zerfließendes Ding, und sein Vater ein scharfer, logischer Kopf, der alles in streng natürlicher Entwicklung sehen muß.“

Er nimmt Shakespeares Timon zur Hand, um sich noch einmal darüber Rechenschaft zu geben, ob seine Exposition der Shakespearischen nicht allzu verwandt sei. Dann schilt er dieses ängstliche Vergleichen epigonenhaft und schwächlich. „Bin ich ein Kerl für mich, so geht mich weder er, noch sein Timon etwas an.“ Er plant wenig später einen andern Aufbau; aber schon in den Anfängen beginnen körperliche Störungen hemmend einzuwirken. Dann sitzt er melancholisch vor seinen künftigen Werken und erwartet die Leichtigkeit, die dazu gehört, sich auf den Spinngeweben der Stoffe behaglich auszustrecken und vom Winde schaukeln zu lassen. Im Oktober 1895 soll der Kindskopf auf dem Taygetos ausgesetzt werden, wenn er nicht völlig umgeboren werden kann.

Zwei neue Konzeptionen: ‚Die rechte Schmiede‘ und ‚Gelöscht‘ wollen sich dazwischen drängen; doch der Kindskopf macht seine älteren Rechte geltend, und der erste und der zweite Akt gliedern sich aufs neue, einfacher und knapper. „Ich muß mich halt dem geben, das kommt und bleibt; ich kann's nicht nach Bequemlichkeit rufen und bauen.“

Im Februar 1896 war auch der dritte Akt, „im Rohen“ fertig; ein Jahr später treibt er sich gewaltsam „mit feuerigen Tritten“ an zum vierten. „Es ist aber erste Fahrt mit dem Eisbrecher, und noch nicht mit dem Schiff, und das Fahrwasser ist mit schwimmenden Brocken gemischt.“ Kleine Unwahrscheinlichkeiten und Sprödigkeiten stören ihn; er tadelt sich darum. Bagdad darf einen beliebigen Sprung von Basra liegen und in der Nacht des Ramahdan mag sogar der Vollmond leuchten. „Es ist ja doch nur ein Gewebe des Truges, das ich über einen Gedanken werfe, damit er erscheine .. keine Detailmalerei und Quälerei, sondern dichten in großem Zuge und hohem Fluge und tiefem Truge, wenn getrogen sein muß. Amen.“

Im Dezember 1897 gelingt „die berüchtigte Szene“ im Schlafzimmer des Kalifen. „Ganz langsam und zäh, aber stätig“ schiebt sich das Werk weiter. Auf einem Morgenspaziergang nach der Zähringer Burg skizziert er den fünften Akt und beginnt ihn alsbald

„flott und rasch"; jedoch erst am 20. Dezember 1899 „malt er sein Ende unter — nun unter den — oder einen — Anfang. Denn hiermit fängt doch sicher etwas an!"

Seine „Iliade" möchte er das Werk nennen, und Fortunatas Biß könnte noch eine „Odyssee" geben.

Allein das Ende führte in der Tat zu einem neuen Anfang. Im Januar 1901: „Furchtbare Überraschung!" Er entdeckt mit einem Blick ins Manuskript, daß er den ersten und zweiten Akt überhaupt nicht brauchen könne, sondern mit dem dritten von vorne anfangen und das Weggelassene in kurzen Strichen nachholend einfügen müsse. Das gelingt nach einigem „Beriechen und Bedenken" in zwei Monaten bis zur Kerkerszene, der ersten des vierten Aktes.

Im Mai — nach langem Stillstand und Unschlüssigkeit — „tut das Kind im Leibe einen Ruck und wächst nun jäh einen Schuß zu unerwarteter Größe und Schönheit weiter". Hier zum ersten Male nennt er das Drama „Edelwild" und frohlockt: „Schönheit ist das Glück der Form zum innern Gehalt".

Die Freude währte nicht; gerade an diesem so oft verwünschten Stoffe blieb er „immer hängen". Nicht vor Schluß des Jahres, und nach unendlichem Bemühen, glückte es, den dritten und dann die beiden letzten Akte „durch Kompression zu gewinnen und so dem Theater

ein Stück und dem Menschen ein Gedicht zu geben, in dem doch auch etwas steckt".

Am 23. Dezember wurde Edelwild der Freiburger Bühne eingereicht — vergeblich. Dagegen fand Gött, der eigenwillige, unbequeme Künstler, Verständnis und Bereitwilligkeit und Aufmunterung in Berlin bei den Leitern des Schiller- und Lessingtheaters, Raphael Löwenfeld und Otto Neumann-Hofer.

Im November 1903 vom Lessingtheater fest angenommen, sollte das Drama dort nach Neujahr aufgeführt werden. Allein der Dichter litt an sulchen „Inkongruenzen zwischen Gefühl und Aktion", er empfand es so sehr als höllische Schmach, auf eine unfreudige, unsaubere (!), kleinliche Art die Elemente zum Leben und Wachsen zusammen zu saugen" — daß er sein Werk wieder zurückzog.

Wenn man die geradezu liebevoll eingehenden Briefe Neumann-Hofers an ihn liest — kaum zu begreifen! Alle Förderung seiner Kunst, ja eine Wendung seines Lebens stand zu erwarten, und er — fühlte sich mit einem Schlage wieder „Gött-lich wohl", als er sich, seinem „Gewissen zuliebe, die Möglichkeit der Rettung und des Aufschwungs rücksichtslos vernichtet hatte".

Dasselbe „Gewissen" verdammte schließlich auch seine Odyssee, Fortunatas Biß, in die Gruft einer Bücherkiste. Das Werk wurde „unerkannt empfangen

frei von jeder Absicht begonnen", indem Gött ein kleines Gedicht vom 3. Mai 1898, Fortunatas Wahl, „ganz nonchalament" zu dramatisieren sich anschickte und die erste Fassung, wie es scheint, in einer Woche vollbrachte. Gern erinnerte er sich später der fruchtbaren Zeit: „Auf der höchsten Höhe von Glück und Gutheit stand ich im Mai 1898, als ich nach Spanien wollte [um den Spaniern gegen Amerika zu helfen], an Fortunatas Biß hängen blieb und noch vor der Vollendung sie schon bezwungen und hinter mir hatte."

Es war der Traum von der ‚künftigen Geliebten', die sehnlich erhoffte, in Visionen erlebte Begegnung mit ihr — zum Glück der Form erhoben. Sogleich regen sich die alten Zweifel. „Es ist wieder alles zu persönlich geworden — es scheint, den Kindskopf hergerechnet, daß ich mich erst in einigen gewaltigen Stößen von der Kunst an mir entladen muß, um zur Kunst an sich zu gelangen. So sublim das alles bisher ist, es ist nicht sublimiert genug: Ich muß raus."

Seine „Strenge gegen das Dichten" steigert sich. Er will das Gedicht nicht als reine Kunst betrachten, bis Felix und Fortunata sich — im Leben gefunden haben! Wie, wenn er es dennoch, in der Lust am Leben, herausschleuderte? „Ein gediegenes Leben ist es ja doch, wenn auch zunächst nur in mir, und noch nicht an mir erwiesen." Aber die Angst, sich

in Fortunata zu „prostituieren", erneuert sich, und die Idee spukt in ihm: den Erstling Gott zu opfern, das heißt — nicht zu verwerten. Als Brautgeschenk sollte er in ihre, der künftigen Geliebten Hand gelegt werden, oder einst aus seiner Hinterlassenschaft erstehen. Ewig schwankend, fand er dann „die heiligen Abhaltungsgründe wieder nahezu an Abgeschmacktheit grenzend, zum mindesten als überwindungsbedürftig" — oder er fragte sich, ob er die seligste der Notwendigkeiten, die Begegnung mit Fortunata, nicht schon erlebt hätte. „Wäre ich, ich allein, ich und meine Seele, wären wir — — Felix und Fortunata?!"

Das Gedicht, das er öfter als einmal verbrennen wollte, ist „nach allem Reliquie geblieben" und in keiner endgültigen Fassung des Dichters erhalten. Es werden deshalb in dieser Ausgabe nur die künstlerisch vollendeten Hauptteile dargeboten. Denn er selbst wäre nur etwa Willens gewesen, „das heroische Unding, das ebenso großartig wie unschön ist, ein Ungeheuer — als Fragment flattern zu lassen, auf die dramatischen Momente zurückgeschnitten."

An Stelle des ursprünglichen, bald verkürzten, bald erweiterten Schlusses — der glücklichen Vereinigung — tritt durch die „Burentollheit" später die Trennung um des Krieges willen. Ob es zu des Helden Mannesbestimmung gehört, doch in den Kampf ziehen zu müssen,

das bildete, nach des Dichters Ansicht, notwendig den „innern Schluß der Geschichte".

Jedenfalls gewinnt der Schluß dadurch die höchste innere Steigerung, lockt und treibt diese „Heroika" des Mannes und Weibes letzte Seelenschönheit zutage. Wie so oft bei Tolstoi, setzt sich auch hier einmal die Lebenstorheit, Lebenstollheit, die fast komische, weil die Grenzen der Wirklichkeit nicht beachtende oder verachtende Schwärmerei — sie setzt sich um aus dem Kindischen ins Genialisch-Kindliche, aus dem Einfältigen in erhabene Einfalt. Im Läuterungsbad der Poesie wandelt sich die Gewaltsamkeit in herrliche Gewalt, der unzulängliche Weltverbesserungswahn in eine wahrhaft höhere und bessere Weltweisheit.

Wer kann wünschen, ein Tolstoi möchte niemals seine viel verurteilten praktischen Versuche angestellt haben auf dem Gebiete der Volkserziehung, oder seine Weltfriedensträume gehegt und geliebt haben? Denn ihr sachliches Nichts oder Nichtviel ist Stoff und Gehalt geworden für ein so selten großes Etwas der übersachlichen Kunst. Und so dürfte man — den weiten Abstand von Tolstoi unangesehen! — wohl auch nicht wünschen, daß unser Gött niemals mit vergeblichem Schweiß seine Erde gedüngt, seine Reformpläne geschmiedet, mit vergeblichem Eifer „sein" Weib gesucht, mit noch vergeblicherem sein Kriegsschwert gewetzt

und seine Männer-Schlachtenträume gehegt und geliebt hätte!

Lächeln dürfen wir ruhigen, kühlen Betrachter, daß solche in das Gestrüpp der sozialen Wirklichkeit verrannte Dichter ihre spärlichen oder nur eingebildeten praktischen Gaben überschätzen und ihr eigentlich Wertvolles so sehr unterschätzen. Bei Gött wird das allmählich die vorherrschende Stimmung. Dann will er nur „leben, tun, führen", und verwirft mit harten Worten „das Dichten mit dem Maule". Oder er seufzt, daß sein Stoff als ein unförmlicher Lehmhaufe vor ihm liege. „Beseelen kann ja nur, wer Überschuß an Seele hat; die meine aber kauert dünn und frierend in ihrem tiefsten Winkel." Oder er urteilt nach der Vollendung des Edelwilds: „So gut und groß manches darin ist, so sehe ich doch und fühle mehr als ich es sehe, daß ich zwar manchmal dichten kann, aber kein Dichter bin." Er hatte ein Ideal, an dem er sich maß — notwendig zu seinen Ungunsten. „Wie ich auch in mich hineinfühle, ein Dichter, wie nach meinem Geschmack der Dichter sein muß — Typ Shakespeare, auch Goethe, und ein Stück Hauptmann — solch einer bin ich eben nicht. Und was ich sonst schaffen könnte, ein Buch, auch das wird sich unwillkürlich aus meinem Leben ergeben als Parergon."

Völlig neidlos, wie es sich bei ihm von selbst versteht, wenngleich mit stark persönlicher Färbung, übt er

Kritik, begleitet er im Tagebuch die Werke der Zeitgenossen mit rühmenden und tadelnden Randglossen. Ein eigentliches Verhältnis scheint er nur gewonnen zu haben: unter den lyrischen Dichtern zu Dehmel; unter den epischen zu Tolstoi und Marie von Ebner-Eschenbach; unter den dramatischen zu Hauptmann. Ja Hauptmann erwähnt er unmittelbar neben Nietzsche: „. . . genährt durch Nietzsche und tief und fruchtbar von Hauptmanns Kunst getroffen." Mit dem höchsten und reinsten Genusse liest er den Fuhrmann Henschel — „ein bewunderungswürdiges Kunstwerk, in Komposition, Führung, Stimmung und Haltung gleich gut. Das Objekt düster, aber nicht unschön; die Volksseele mit Treue und Liebe bloßgelegt; der Gegensatz zwischen dem Elementarmenschen und dem intelligenten Typus fein herausgearbeitet; des Lobens kein Ende." So ist ihm das naturalistische Drama ein vollkommenes Werk; an dem romantischen, der Versunkenen Glocke, findet er kein unbedingtes Genügen.

Man sollte erwarten, die Volksseele bloßzulegen, das hätte auch Gött vor allem gereizt — ihn, der so ganz mit und unter dem Volke lebte und leben wollte. Er indes holte „Fleisch und Farbe zeitlich und räumlich weit her" für seine drei Bühnenstücke. Im Verkehr und Wandel mit dem Volke fühlte er sich immer gleich als Helfer angerufen; sein Dichten aber ist stets

tendenzlos, nur schönes, lustiges Spiel, die nicht zu unterdrückende Betätigung des eingebornen Dranges, der sein Recht verlangt, ob der Dichter sich noch so gebieterisch mahnt: du sollst dich nicht anders verkünden als durch dein Leben. Ja, selbst die elementare Lust, die Welt umzuschaffen, ist, wie bei Nietzsche, im Grunde künstlerischer Art: „. . . es prickelt darunter auch der eigene sanfte Schauder, den mir die Berührung mit der Menschheit verursacht, als ob sie ein Weib wäre, dem ich mich nahe, dem ich mich mitteile."

Und so übertönt alle Widersprüche des Täters und Erfinders in ihm endlich einmal die Stimme des Künstlers: „Ich werde das Höchste, dessen ich vielleicht noch fähig bin, nur erreichen, wenn ich meine Natur in Kunst bändige und ausgebe. Aber den Strom dieser Natur zu hemmen, ihre Masse zu formen, welche Wachsamkeit, Kühle und Fassung gehört dazu!"

Mit stets gestörter Wachsamkeit und Fassung, körperlich wie geistig preisgegeben der fliegenden Hitze des Fiebers, wagte er sich in den letzten zwei Jahren an eine neue dramatische Aufgabe. Im April 1906 las er unter heftigem Kopfschmerz, in vager Steuerung nach einem Zwischenwerke, eine Komödie „des monströsesten der Dichtergeister", Lope de Vegas El pero del hortelano, in französischer Prosaübersetzung Le chien du jardinier. Der Freund Wilhelm Wetz hatte ihn „auf

den Gärtnershund losgelassen“ und war von Anfang bis zu Ende „mit ewig unzufriedener Miene als Scharfmacher“ hinter ihm her. Es galt, dem zufällig gefundenen Stoff „die Lösung für den deutschen Geist“ zu suchen.

Im Juni und Juli kamen gesegnete Stunden, und jeweilen wurde es eine namenlose Wonne, wenn die dramatische Schaffenslust so überraschend frei waltete. Der „gemein-realistische Vorgang“ hob und verwandelte sich allmählich in das Lustspiel: ‚Mauserung‘.

„Hurra, der erste Akt! Und der Morgen weiter gesegnet. — Ich bin im Dichten. Und gesund ist es. — Zwischen Misttragen und Kaffeekochen noch zwei Seiten. — Habe heute eine große (acht Seiten) und so lustige Szene des letzten Aktes geschrieben, daß ich vor eigenem Lachen zehnmal vom Schreibtisch rennen und in der Stube herumbrüllen mußte. — Ich schwelle von Dank gegen mein — Glück!“

Späterhin stockte die Arbeit wiederholt in Sorgen und Krankheit, und wie beim ‚Kindskopf‘ mußte der erste und zweite Akt umgegossen werden. Diesen Entschluß faßte er „Gott sei Dank — nein, vorher Wetz sei Dank!“ Und es begann „die Mauserung der Mauserung“.

Im Januar 1907 trug er das vorläufig abgeschlossene Stück in der Familie eines andern treuen Freundes und

Beraters vor, bei Gustav Killian. Das Tagebuch verzeichnet: ‚Die Kinder — sie hörten es gerne.'

Der Rückschlag kam. Im letzten Winter seines Lebens wirft er das fertige Werk in die Esse zurück, um es wiederum glühend in die Zange zu nehmen und neu zu schmieden mit Aufbietung der äußersten Kraft. Erst wenige Monate vor seinem Tode war seinem Eifer genug getan. Und noch nicht genug. Er sandte die Handschrift an Carolina und Roman Woerner mit der Aufforderung, zu ändern, zu streichen, zu verfahren nach Belieben. Die oft allzu krause Stilisierung hätte wohl einiger glättenden und vereinfachenden Nachhilfe bedurft — doch mißliche Umstände verhinderten vor dem Druck die dazu nötigen gemeinsamen Beratungen.

Die Mauserung, gleich dem Schwarzkünstler kein Bekenntnisdrama, wennschon von echt Göttischen Bekenntnissen durchblitzt — sollte ohne Skrupel der Bühne gehören. Er selbst mußte halb widerwillig und doch ein wenig schmunzelnd zugeben, daß dann und wann das Theaterblut mächtig in ihm brausen konnte. Der durchschlagende Erfolg der Aufführung am Hoftheater in Karlsruhe, den er nicht mehr erlebte, hat es abermals bewiesen.

Die einstweilen nicht, in ihrer Masse wohl überhaupt nie zu veröffentlichenden Tagebücher werden vielleicht

einmal von Psychologen als Studienmaterial sehr geschätzt werden. ‚Un coeur mis à nu‘, eine Beichte, den berühmten Konfessionen Augustins und Rousseaus an rücksichtsloser Aufrichtigkeit etwa noch überlegen.

Gött spricht sich oft über diese Blätter und ihre Zukunft aus. Darin sei so viel Material zur Geschichte des Menschen niedergelegt, daß er es als eine Unterschlagung im Sinne der Wissenschaft betrachten müßte, wenn er sie den künftigen Studenten der höchsten Wissenschaft vorenthielte. Gewiß seien sie nicht zur Veröffentlichung geschrieben; aber er habe auch keinen Augenblick übersehen können, was das Schicksal aller Tagebücher und Briefwechsel ist, die nicht vernichtet werden. Die Aufgabe bleibe nur, sich nicht davon beeinflussen zu lassen, und über einen Mangel an Wahrhaftigkeit vor sich selbst könne er sich nicht beklagen.

Im Unmut über Hemmnisse des Schaffens tröstet er sich mit dem Gedanken, daß die Aufzeichnung seines Werdens und Wachsens, Blühens und Selbstbefruchtens — seiner Selbstbelebung einst der Wiederbelebung der Menschheit so oder ähnlich zugute kommen sollte, wie dem Konfessor. Freilich, publiziert werden dürften die Hefte auf keinen Fall; nur ihr Gedankengehalt wäre herauszuwaschen, wie Gold aus Schutt. Er hofft und wünscht, noch sein eigener Goldwäscher, -schmelzer, -präger, -schmied zu werden. Aber dann gibt er sie

einer fernen Zukunft ganz frei. „Wer weiß, es sind vielleicht doch Dokumente, anthropographische Karten, die für spätere Studenten des Lebens fruchtbar und rührend sein könnten."

Zuweilen fühlte er die körperliche Unfähigkeit, dem Niedergeschriebenen die rechte Form zu geben, so stark, daß es ihn zu grauen beginnt: eine so langweilige, großmäulige und so entsetzlich unvollkommene Geschichte sequentibus zu hinterlassen. „Das feine Sieb zwischen Hirn und Hand ist oft verschlemmt." Endlich und endgültig entscheidet er: „Ich verurteile mich dazu, sie zu hinterlassen, den Menschen ein warnendes Beispiel, ein Bild der Kläglichkeit, bis zu der seine Torheit und Schwäche auch einen Weisen und Starken bringen kann. Im Falle ich es aber überwinde, so will ich mich mit ihrer Vernichtung belohnen — wenn es nicht interessant erscheinen sollte, die ‚Gerüste' zu erhalten."

Die Tagebücher brechen am 26. November 1907 jäh ab. Die Briefe setzen sich fort bis zum Palmsonntag 1908, seinem letzten Lebenstage. Es gelangten noch schriftliche Grüße von ihm in Freundeshände, als er schon verschieden war.

Im August hatten ihn die Ärzte nach Bad Nauheim geschickt, wo er sich von Ungeduld und Sehnsucht verzehrt fühlte. Scheinbar gebessert, kehrte er zurück, wieder allein auf seiner Leihhalde zu hausen, wie all

die Jahre, ohne jegliche Hilfe und Bedienung, sein eigener Koch und Knecht. Ihm und den nicht seltenen Gästen war früher dies Zigeunerleben, Beiwachtleben eine Belustigung, eine Art Sport gewesen; jetzt hielt den Leidenden und beinahe Mittellosen die Arbeit fest, die Gewohnheit, die Not. Sein ungewöhnlicher Optimismus verschleierte in hoffenden Stunden den bittern Mangel vor den Freunden, und dann wollte er, in den Stunden der Drangsal, den selbstgesponnenen Schleier nicht zerreißen.

Im Spätherbst gelang es ihm, ein Stück Gelände zu verkaufen, und strahlend verkündete er uns allen: Für zwei Jahre sind die Mutter und ich nun gedeckt, zwei Jahre des sorglosen Lebens und Schaffens liegen nun vor mir! Kurz darauf waren die paar Tausend Mark verspendet — zur Beschwichtigung von Gläubigern und — für Experimente mit dem spinnbaren Ginster und den Platten für den Plattenbau. Eines Tages fand ihn die Mutter erschöpft am Boden liegen und kein Feuer im Ofen, kein Holz, kein Brot im Hause. Nun gab sie ihren Verdienst in der Stadt auf, von dem sie den kranken Sohn mitunterstützt hatte, und zog zu ihm hinaus.

Vier lange Wintermonate führte er dann noch ein Kampfleben in Qualen und Beseligungen, und wehrte jedes mahnende und bittende Wort ab mit dem Hansa-

spruch: navigare necesse est, vivere non est necesse. Wie von einer unsichtbaren Strömung ergriffen, trieb er, das Steuer noch mit kraftloser Hand umklammernd, dem Ende zu.

In den immer kürzer werdenden Pausen zwischen den Herzkrämpfen leistete er seine geistige Arbeit, Schicht um Schicht, gleichzeitig an den Erfindungen tätig und am Bühnenwerke. Als er weder sitzend, noch liegend mehr ausharren konnte, „erfand" er eine Vorrichtung, eine Art Trapez, an der Decke befestigt. Er hing mit beiden Armen über dem in Brusthöhe schwebenden Querstab, und so, leise mitwiegend, diktierte er im Flüsterton — jeder Satz durch Atemnot in Stücke zerbrochen — den Helfern Briefe und Szenen.

Sein Wort wurde Wahrheit: „Ich halte, selbst sterbend, zum Leben."

* * *

Uns im Geiste dies Dasein Überschauenden verschwindet zuletzt das Gewühl des Kampfes. Alle Widerwärtigkeiten und Leiden erscheinen wie selbstgewollt, alle Niederlagen wie Siege: so mächtig wirkt der intelligible Charakter hervor in seinem unzerstörbaren Wesen und Willen.

Nicht jedes Leben darf sich Leben nennen,
Nicht jedes Sterben kann Erfüllung heißen!

spricht der Dichter des Edelwildes. Sein Sterben — so früh und jählings er hinweggerufen ward aus der Schaffenszeit — es kann doch Erfüllung heißen: nicht des Werkes zwar, aber des Werktäters, der Persönlichkeit, die dahinging, vollendet in sich selbst.

Diese Vollendung drückte sich aus in der entschiedenen und befriedigten Klarheit des Mundes und der Stirne, als er, von Lorbeer umzweigt, aufgebahrt ruhte — das Antlitz nach dem Leiden der letzten Tage edel wiederhergestellt durch den sanften Tod.

—

Gedichte

Nehmt's als einen Brief
Für die vielen, die ich verwachte
Verträumte
Verschlief.

Was in mir lachte
Krachte
Und schäumte,
Hier liegt's klar, kühl und tief.

I.

Das Beste, was ich habe,
Ist meine Liebe zu dir,
Und dieses Beste — sieh her!
Fühle her! —
Mit deinen Händen beiden in der Wunde,
Die es breit in die Seite mir reißt,
Opfr' ich den ewigen Göttern.
Opfr' ich — wem?
Empfängt es einer
In den Tiefen der Welt?
Nickt mir segnend ein Haupt?
Entbrennt ein Aug,
Seinen Tränen wehrend,
In Liebe zu mir?
Nein — dem leisen,
Doch unausweichlichen
Druck des Gesetzes in mir
Dampft es.
Ich bin das Opfer,
Ich führe das Messer,
Und ich —
Empfange.

O süße Angst,
Die dich um mich verklärt,
Weil du dich bangst,
Daß mich die Glut verzehrt;
Die Glut für dich
Und für die große Welt,
Die pfeilrecht mich
Nach oben hebt und tödlich innen schwellt.

Sie sitzen stumm zusammen,
Aber sie schweigen laut;
Die Hände ruhen im Schoße,
Und doch wird viel gebaut;
Im Herzen knistern die Flammen,
Die Augen tun stolz und kühl,
Und all das verhaltene Kosen
Trinkt der einsame Pfühl.

Mein Lied

Es flammte nicht dir, Leontine,
Da es der zitternden Seele sich entrang,
Doch es flammte auf, da es dich berührte,
Als tränke es die Luft seiner Heimat.

Nimm es hin und verwahr's,
Und, fängt es die Dunkle nicht auf,
Behalt es, du Helle!

Ich hatte eine Brücke betreten,
Die mich hinüberleiten sollte an einen Strand,
Den die witternde Seele sehnsüchtig umflog.
Und ich hielt ergriffen inne auf ihr,
Als sei ich — drüben.

Was nun noch?
Wohin wirst du mich leiten,
Wo halten lassen,
Leontine?

Liebtest du mich, so wie ich dich,
Es müßte dich verzehren,
Nur eine Esse, so stark wie ich,
Darf solch ein Feuer nähren.

Liebtest du mich, so wie ich dich,
Du müßtest drum verzagen,
Denn nur ein Sturmwind, so wild wie ich,
Kann über den Abgrund tragen.

Liebtest du mich, so wie ich dich,
Es müßte dich verderben,
Denn nur ein Strom, so rot wie ich,
Kann dich unschuldig färben.

Liebtest du mich, so wie ich dich,
Du müßtest unselig werden,
Denn nur ein Teufel, so heiß wie ich,
Trägt solch ein Glück auf Erden.

Warum so wenig Vertrauen,
Sag, Mädchen, wieder in dich,
Warum so schwächlich bauen
Auf ein Fundament wie ich?

Warum dies alte Zagen?
Was wird dein Herz gleich matt
Und zählt die Zeit nach Tagen,
Wenn man sich ewig hat!

Du brauchst nicht ängstlich suchen,
Ob etwas mich bedrückt,
Ich will schon klagen und fluchen,
Wie's grade in mir zückt.

Und laß dich nicht verdrießen,
Wenn's mal ein bissel still,
Es wird schon wieder fließen,
Wenn's wieder fließen will!

Noch keine Bank, auf der ich je gerastet,
Vergaß ich je,
Und keine Hand, die lieb nach mir getastet,
Vergaß ich je!
Der wache Traum führt oft sie mir zurück —
Ich ruhe wieder — glühe wieder — ach, im Glück!

Du, sag, ist das ein Schweigen noch zu nennen,
Wenn Zweie sich nichts mehr zu sagen brauchen,
Weil sie sich kennen,
Und ihre Seelen leise sich umhauchen,
Auch wenn sie Berg' und tiefe Wasser trennen?

Einmal ließ' ich gern mich von dir grüßen,
Einmal säß' ich gern zu deinen Füßen,
Sähe deiner Züge feines Leben,
Hörte deiner Stimme Fall und Beben,
Deine Seele wollt ich so belauschen
Und dein Leben müßte vor mir rauschen.
Lang schon gehen wir uns stumm vorüber —
Kühl verschleiert streift dein Blick herüber.

Hängen die Wolken schwer
Um den Horizont,
Und wird's dunkel rings umher —
Ein Fleckchen bleibt mir besonnt.
Es ist ein Auge, das auf mich blickt,
Voll Liebe lächelnd mir Mut zunickt — —
Was will ich mehr.

Und wenn der Mensch am Nord- und Südpol steht,
Welt, Gott und Erde, alles überwand,
Schmiegt er so willig seine Souveränität,
Wie heut und je, in eine kleine, weiche, süße,
Ach unsäglich süße Hand!

— —

Dies Buch ist eine Wabe von tausend Zellen
Mit Blütenstaub gefüllt und Honigseim,
Eine Biene trug's zusammen aus tausend Kelchen —
Nun tauche du dein Rüsselchen hinein.

Ich liebe das Traumbild, dem ich es sang,
Ich liebe dich, Lebende, die es empfängt,
Ich liebe die Botin, die es dir bringt,
Und fast auch mich ein wenig —
Bin ich unersättlich nicht?

Im Wäldeli drobe
E Brünneli springt,
Do hock i als z'Obe,
Wenn d'Schwarzamsle singt.

Hör's röhrle, sieh's blinke
Un freu mi dabei:
Us'm Trögli kammer trinke,
So blitzblank isch der Stei.

Un langsam wird's dunkel
Un schlöferig un still,
Nur 's Brünnli, das funklet
Un glutteret so hell.

De Kopf lossi henke,
Nit traurig, nei froh;
Ane Maidli mueßi denke,
Des isch go grad eso!

Im Dunkle tuet's funkle
Un kitteret so hell — —
Us'm Trögli tät i's trinke —
O je! — jo jo! — sell!
Sell Brünneli, sell!

Schwarzamselchen im Dornenhag
 Verlern mir nicht das Singen,
An manchem rauhen Wettertag
 Sollst du mir lieblich klingen.

Verwein nur deine Äuglein nicht,
 Lösch, Liebchen, nicht ihr Glänzen,
Bis einst mein eignes Auge bricht,
 Sollst ihm dein Licht kredenzen.

Und Herzchen süß, verblut mir nicht,
 Eh ich hinaus getragen.
Es ist ja mein, — spürst du dich nicht
 In meinem Busen schlagen?

Die Welt zerfall, ich schenk sie ihr,
 Und werf sie zu den Hadern!
Du aber sing und glänze mir
 Und puls in meinen Adern!

Noch ist er, wie der junge Alpenstrom,
Der Wildfang, kaum der Gletscherbrust entwöhnt,
Der schäumend seine trüben Wasser wälzt —
Er wird sein tiefes, stilles Becken finden,
Wo er sie klärt und — — —

Kann ich ewige Treue halten,
Wo nicht ewige Kräfte walten?
Eid oder ich — einer muß brechen!
Nur unendlichem Entsprechen
Kann ich ewige Treue halten,
Nur unendlichem Entsprechen
Auch den Leib zulieb zerbrechen.

Ihr giert nach Herrschaft, und ihr nennt es Liebe!
Schlecht sah ich stets den Liebenden behandelt —
Und das mit Recht: er ist ja der Besiegte!
So beugen wir zum Schutz galant das Knie,
Die heißen Augen ehren euch als Herrin,
Von Demut und Verehrung trieft die Lippe —
Wir spielen Sklaven, um es nicht zu sein.

———

Geh mir, ich trag kein Herz in dieser Brust!
Weh dir, die du mich liebst, weh dir!
Ein stählernes Geflecht, fein und geschmeidig,
Grausam und treulos! Nach jedem Schwur meineidig
Und treu — nur mir!
Geh mir, ich trag kein Herz in dieser Brust!

———

„Glück ist — ein Mann zu sein!“ „Warum?“
„Warum?
Weil er kein Glück braucht, keines brauchen kann!
Wir Frauen aber leben nur vom Glück.“ —

„Glück ist, ein — Mensch zu sein! — der braucht kein
Glück!
Ob Mann, ob Weib, glaub mir, er braucht kein Glück.
Es ist ein Glück; — nur wer es braucht, dem fehlt's!“

Der Held holt aus zu seinem Schwabenstreich,
Du hörst ein Sausen, siehst ein kurzes Blinken,
Du schließt die Augen, denn du bist so weich,
Und siehst nicht gern die halben Leichen sinken.

Lach auf, mein Freund, umsonst wardst du so bleich,
Die durstige Erde braucht kein Blut zu trinken:
Zwei neue, ganze, schöne, liebe Leben
Sich lächelnd statt des alten Feinds erheben!

In deine Liebe dräng ich mich,
O Weib!
In meine Arme reiß ich dich
Mit Seel und Leib!

Ich raube dich in meine Welt,
O Weib!
Und ob die alte drob zerschellt,
Ich lach: zerstäub!

Auch in meiner eine Sonne flammt,
O Weib!
Und einer höhern Glut entstammt
Ihr Flammenleib.

Da ist die Sünde gar drin verbrannt,
O Weib!
Die ihr als heißeste gebannt. —
Komm — flieh nicht, bleib!

— —

Ich höre den stummen Schrei,
Der von der Lippe dir brach,
Dumpf, wie fallend Blei,
Hallt er in mir nach.

Wie helf ich dir?
Sag es mir. —
O könnt ich bei dir sein,
Mit meinem Trost dich zu stärken,
Wie ein frierend Vöglein
An der Brust dich bergen.
Es fehlen die Schwingen,
Mich dir zu bringen.
Aber weißt du was, trag hinaus dein Trauern,
Hinaus aus den winterlich dumpfen Mauern,
Wo du von Menschen umgeben bist.
Heraus, hinaus, eh die Qual dich frißt,
Wo die Welt am menschenfernsten ist!
Wo das Tier nur schweift und nichts dich kennt,
Und keine Seele sich verbrennt,
Wo kaum der Sonne zweischneidig Licht
Durch die dunkele Wölbung bricht:
In der Tiefe des Walds, im Geklüft der Felsen,
Da wirf dich hin, da klammre dich fest,

Da löse die Fessel, um's hinauszuschrein,
So laut, als es sich schreien läßt —
So wirst du des Daseins schweren Stein
Für einen Augenblick von dir wälzen.

Und dann, wenn der Sturm vertost,
Denk still an den großen Trost:
Wenn es ausgeschlagen,
Das zerbrechliche Herz,
Ist auch ausgetragen
Ein jeder Schmerz.
Wir leben nicht ewig dies Leben:
Mit dem letzten Tod — ist's uns vergeben.

———

II.

Gedichte in Prosa

Liebesbrief

Du, wirf dich nur in den wirbelnden Strom des Lebens. Siehe, wenn du nicht versinkst oder verschwemmt wirst, wirst du an dieser Brust landen — ich harre dein!

Oder wirf dich mit rauschenden Flügeln in die Lüfte und Lüste — siehe, wenn du unzerschmettert wieder anlangst, von Enttäuschung zu Enttäuschung — ich stehe da mit ausgebreiteten Armen, dich aufzufangen.

Nichts Menschliches bleibe dir fremd, auf daß ich dir traut werde. Auf den Besitz einer Blinden, oder Betäubten, oder Nichtaussichherausgekommenen gebe ich nichts.

Von allem, was du träumst, mußt du erwacht, von allem, was du begehrst, zurückgekommen sein — zu mir! zu mir allein!

Denn! — — — nicht deine Erstlinge — deine Letztlinge müssen köstlich sein, die Letztlinge von allem!

Dein Auge, Mädchen . . .

Dein Auge, Mädchen, hat etwas Suchendes, aber es hüpft nicht unruhig umher, sondern es wartet. Es gleicht einer Blüte, die befruchtet sein will. Sie öffnet sich weit, durstend nach dem Trank, den sie nicht sieht, nicht einmal kennt, den sie nur erwartet, sie strahlt ihm entgegen, aber sie läuft nicht hin und her.

Deine Hand hat etwas Tastendes; auch sie sucht; aber sie streichelt nur über die Dinge, sie kennt nicht den harten Griff, der den Affen und seinen Vetter kennzeichnet.

Dein Mund hat etwas Horchendes; er schwatzt nicht viel; er ist glücklich, wenn er plaudern darf — am liebsten über Dinge, die etwas Verschwiegenes an sich haben, an schämig sich enthüllende Rätsel rühren; er ist aber auch zufrieden, wenn er schweigen kann. Er horcht dann mit dem feinen Ohre zusammen. Nein, es horcht dann alles: Ohr, Auge, Mund und Hand, und unter der blassen Haut schimmert eine sanfte Glut.

Ich möchte dir sagen, daß ich dich darum liebe — aber ich darf es nicht, darf diese Glut nicht dunkler färben. Doch ich sehne mich vielleicht mehr als du nach dem Augenblick, wo du die Arme in seligem Zittern um den Nacken eines geliebten Mannes werfen darfst. Nicht um den meinen!

An Nietzsche

Der Welt vertraust du, und traust dem Weibe nicht?
Den Übermenschen wolltest du lehren und machst das Weib zum Tier?
Steigt der Mensch mit einem Fuße, fliegt er mit einer Schwinge?
Wölbt sich ein Tor, spannt sich eine Brücke mit einer Strebe?
Du selber brachst an der Überspannung des Einsamen —
An keine Einsame lehntest du das wankende Haupt
Und standest da in erhobener Zweisamkeit.

Der Mensch

Aus jähen Abgründen rage ich himmelan, ein einsamer, kühn geformter Gipfel. Es liegt etwas in meinem Bau, daß es keines starken Erdbebens bedürfte, und ich stürzte in mich zusammen — meine Klüfte böten Raum genug, mein Grab zu werden. Aber kein Sturz in Vernichtung könnte mir Eines rauben: Die Wonnen des Anstiegs und die Triumphe der bezwungenen Höhe, die Entzückungen der ungeheuren Weltschau und die Stunden seligen Selbstgenusses in der einsam unvergleichlichen Landschaft.

Zertrümmern kannst du mich noch, o mein Leben, aber das Erlebte nicht rauben noch entwerten.

III.

Mit einem Bild der Leihalde

Die Scholle also, wo ich Wurzeln schlage,
Zerzaust vom Sturm, geplagt vom Ungeziefer,
Wie meine Bäume auch, doch sonder Klage:
Ich beuge mich und treib die Wurzeln tiefer
Und geb mir Mühe, daß ich Äpfel trage!

Ein anderes

Da schaut herein in meine Winternacht:
Die Flur und ich dazu wie unterm Siegel!
Doch jeden Tag hab ich hineingelacht
In sie und mich, wie je ein Eulenspiegel!

Auf den vereisten und verschneiten Wegen
Watet die Welt dem neuen Lenz entgegen,
Und unterm Wams zuckt eng das Herz zusammen,
Zu hüten seine Auferstehungsflammen!

Jeden Tag erblüht ein neuer Baum,
Jede Nacht erglüht ein neuer Traum,
's ist der alte Stamm, nur jung erblühend,
Und das alte Herz, nur frisch erglühend.

Aber Gott! Nicht diese Segenswucht:
Nur den Tausendteil heg mir zur Frucht.
Läßt du aber alle Blüten fallen —
Einen Traum mach leben mir von allen!

Ich suche nicht Gott und die Welt zu erfassen —
Einst hab ich wohl auch dabei Haare gelassen,
Zerstieß mir den Verstand auf dem Ungrund der Welt —
Fand ihn wieder zusammen auf diesem Stückchen Feld.
Hier pflanz ich meine Bäume, nicht daß sie mich verstehn,
Nein, blühen sollen sie und Früchte will ich sehn,
Sie sollen mich umduften im Weißgrünrosakleid,
Und reife süße Früchte mir tragen zu ihrer Zeit,
Sie sollen mich nicht erkennen — bin ihnen ein ewig Un —
Sie sollen nur ihren Willen nach dem meinen tun,
Und ist's ein Trost, so mögen sie ihn spüren:
Ich richte auch den meinen nach dem ihren!

Dieser einfältige Unverstand,
Dazu der nasse Buckel und die schwielige Hand,
Dies ist mein Gottesdienst, meine Theologie,
Auch meine ganze Philosophie,
Ja sogar auch die Juristerei
Und ein gut Stück Medizin ist auch dabei.
Und ich glaube, wenn Gott mich betracht',
Daß er vergnügt in den Rauschebart lacht.
Doch euer Gejammer um dies Tal der Zähren
Wird schwerlich sein Schöpferantlitz verklären.

Und mit allerfeinst getüftelten Systemen
Macht er, wozu wir in unsrer Sphäre Zeitungen nehmen.
Ihr lächert und ekelt ihn, ihr Grübler und Flenner —
Ein braver, lustiger, fleißiger Kerl, das ist ihm gerade genug, aber auch ganz allein Gotter- und bekenner!
Jetzt aber nach diesem Gedankenspan
Trinken wir eins und fangen dann eine neue Reihe an!

Lieber Gott, ich will nicht viel:
Steck mir nur ein festes Ziel,
Leih mir Kraft, danach zu streben
Und das Glück, es zu erleben. —

„Kind! Das Glück liegt nur im Streben,
Und das mußt du selbst dir geben!
Alles, was du sonst begehrst,
Sucht dein Herrgott selber erst!"

Löscht das junge Menschlein nicht mit Wasser,
Tragt es lieber in den Sonnenschein,
Tauft's mit Licht und Feuer, laßt es glühen
In der Esse prächtig rotem Schein;
Zieht es feurig auf und nicht gewässert,
Tränkt's mit Lachen, nicht mit Flennerein;
Lehrt es Leib nud Seele edel schmieden,
Daß der Mensch sich endlich finde rein,
Und den wundervollen Körper liebe
Als den Kelch für seines Lebens Wein!

Vorsatz

(Aus der Studentenzeit)

Wenn der letzte Berg erstiegen
Und durchstreift die letzte Schlucht,
Wenn der Beutel im Versiegen
In der Tage rascher Flucht,
Wenn die Lieder ausgesungen,
Jedes holde Kind geküßt,
Wenn der letzte Streich gelungen
Und die letzte Lust gebüßt,
Wenn verübt der letzte Reim —
Dann erst gehn wir wieder heim!

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt,"
Das hat man früh mir beigebracht,
Doch spät erst hab ich selbst gelernt:
„Es ist nicht alles Glück, was lacht!"

Hab's hell geschaut und hell gedacht,
Und war doch blind, wie heut mir scheint:
Wohl ist nicht alles Glück, was lacht —
Doch auch nicht alles Schmerz, was weint!

Da lästern sie den Krieg, die Basen und die Memmen;
Ein Schiedsgericht entscheide, nicht das Schwert!
In ewigem Frieden speckig aufzuschwemmen,
Das wär ein Ziel, des Menschenstrebens wert!
Sie ekelt nicht der wirre Menschenknäuel,
Es stört sie nicht das Stinken der Fabrik,
Es schreckt sie nicht des Friedens langer Greuel,
Der Blitz des Krieges blendet ihren Blick!

Ich aber lieb es, wenn die Donner sprechen,
Den schwülen Dunst die schnellen Blitze brechen,
Gefällt vom Sturm die morsche Eiche kracht.
Nicht langsam soll mein heißes Blut versiegen,
Nein, rasch und kühn will ich hinüberfliegen
In froher, klirrender Männerschlacht!

O tiefe Sehnsucht, unruhvoller Drang,
Sag, wohin stürmt dein ewiger Wogengang?
Mein Herz empört sich, wie die Tage rinnen
Und stemmt sich wieder seine eigne Hast —
Ach eine einzige Stunde wahrer Rast,
Und Atemholen, und Besinnen!

Das sind die wahren Stunden,
Die meine Seele lebt,
In denen durchempfunden
Die Welt an mir vorüberschwebt.

—

Gedanken können Flügel geben!
Und Flügel, hör mich, Mann und Weib,
Sind Flügel nicht ein — — neues Leben
Dem flügellos geschaffnen Leib?

—

Baum der Freiheit heißt die Zypresse —
weißt du warum?
Und Blume der Freiheit die Lilie —
weißt du warum?
Hundert Hände hat jene und greift nach nichts,
Und zehn Zungen diese und schweigt von sich —
Nun weißt du warum?

—

Man wird mich drucken und in Leder binden,
Und wohlverwahren in den Bücherspinden;
Man wird mich lesen, aber mehr noch nennen,
Und alles, was ich lehre, wird man kennen;
Mein Bild auch wird in jeder Stube hängen,
Man feiert meinen Tag mit Weihgesängen;
Man ordnet neu die Welt nach meinen Sätzen,
Und straft die Frevler, die mich laut verletzen —
Doch härter noch, mit flammendem Verruf,
Wird man den Geist verfolgen, der mich schuf.
So werd ich schlafen unter starrer Decke,
Bis ich nach tausend Jahren wieder einen wecke!

Fragment

O Mutter, Mutter! nein, du kennst mich nicht,
Du weißt nicht, was ich will und was ich bin —
Du ahnst die Schrecken nicht, die in mir gären!

— O Ulrich nur zu gut! ich kenne dich — —

Du mich? — Dein Schoß begriff mich einst, — du — nie!

Hier vor deinem Antlitz,
Unerschöpfliche!
Du Meer des Lichts,
Kochender Ozean,
Schoß des Lebens,
Steh ich,
Der Unersättliche,
Und — — schöpfe!

Mein Herz ist durstig, es verlangt nach Glück!
O, von den Feuerbächen meiner Liebe allen,
Die es hinströmend ließ zur Welt entwallen,
Gib einen Tropfen, einen, mir zurück!

Zeigt mir das Schwere,
Das ich nicht überwiege,
Wo ist ein Flug,
Den ich nicht überfliege?
Aus den verlorensten Schlachten
Schuf ich noch Siege!

Der Sturm, der diesen schwülen Dunst zerreißt, bin ich,
Der Strahl, der diese faule Welt zerschmeißt, bin ich,
Das Blut, die Kraft, aus dem sie neu ersteht,
Der Gott, den ihr erfleht, der Menschengeist — bin ich.

Sie sind ihm nur zum Überschreiten da! — —
So schilt er meine Wüsten, meine Meere,
Die weiten Einsamkeiten, wo ich wuchs,
Die Heimat mir, die Tempel, wo mein Herz
Erbebte vor der ungeheuern Welt,
Die mich umwölbte, und mein Menschenstolz
Zerging vor Demut, Wehmut und der Qual,
Dies alles zu enträtseln und mich selbst — —
Sie sind ihm nur zum Überschreiten da!

Über allen Wolken
Bist du, o Sonne!
Über aller Nacht
Ist Licht.
Über all dem dunkeln Weh der Welt
Schwebt der Feuerball der Wonne.
Hebe dich Mensch und verzage nicht!

Die Schuld des Daseins! Unverstandnes Wort!
Der Edlen Qual, der Pfaffen bester Hort,
Den Mut zu lähmen und die Kraft zu ketten.
Heran zu mir, ich will das Leben retten:
Nicht rückwärts — vor uns liegt des Daseins Schuld!
Heran und drauf! ihr lebt nicht mehr vergebens:
Löst ein sie mit dem Einsatz dieses Lebens
Mit Schweiß und Blut, mit Freude und — Geduld.
Mit schaffender, nie zweifelnder — Geduld!

Voll und schwer
Entquillt die Träne einem echten Leid,
Leicht und leer
Läßt sie tröpfeln die Wehleidigkeit.
Jene frischt
Des Glückes Ton zu alter Kraft zurück,
Die verwischt
Sein Farbenfeuer auch dem besten Glück!

Heran mit allen Zügen, liebes Leben,
So neig dich über mich, ich hasse nichts!
Mit allen Furchen deines Angesichts
Find ich dich schön, was kann es Schönres geben?

Ich hasse nichts, als dich zu fliehn und hassen!
Heran an meine Brust! ha, wie du glühst,
Wie deine Formen schwellen, wie du blühst —
So halt ich dich, um nimmer dich zu lassen!

Wo sind die Falten nun, die Todesbleiche?
Du zogst mich an in deiner Furchtbarkeit —
Ich kam, zu allem Furchtbaren bereit,
Und finde nichts, als Anmut, Süße, Weiche!

„Nein! Das Schöne kann nicht leben —
Leben ist gemein!
Schweben kann es nur und streben,
Schön befreit zu sein — —“

Aber geh: zu diesem Streben,
Diesem Schweben leicht und gut,
Braucht es Saft und Kraft und Glut,
Braucht es — ungeheures — Leben.

—

Was zagst du, Freund, hinauszutreten,
Dahin es dich so mächtig reißt,
Und schweigst mit innigen Gebeten
Den flügelraschen Feuergeist?

Lebendig an der Mitwelt weben,
Wild, aber kühl im Feuer stehn,
Das eigne Leben herrisch leben,
Dem Ganzen dienend untergehn.

Ergib dich, auch mit seligem Grauen,
Dem ungewollten seligen Los,
Und sink, mit göttlichem Vertrauen,
Der Braut, dem Leben in den Schoß!

*

Es ist das schönste meiner Lieder,
Es klang in einer großen Zeit,
Doch tiefer beugte ich mich wieder,
Ich war noch immer nicht bereit.

—

Mein Trost

Schwer ist die Last und endlos schier der Weg!
Doch ist kein Tag so lang, er taucht in seine Nacht:
So kommt der Abend einst, wo ich mich schlafen leg
Und sag: es ist vollbracht.

Wohl geht die Erde weiter ihren Gang,
Und weiter pulst das Leben, wild und wirr und schrill;
Es zeugt der Schmerz sich fort in ewigem Werdedrang,
Doch ich bin still — ganz — still.

Wie lang hab ich geschwiegen
In dumpfem Unterliegen — —
Ein jedes Jahr ein Tod!
Nun fühl ich wieder beben
Das alte starke Leben
Im neuen Morgenrot.

Wohl klafft mir in der Stirne
Die Narbe bis zum Hirne —
Bei Gott, ich gäb sie nicht!
Nein, weg die feige Binde,
Daß aus der gespaltnen Rinde
Die Quelle besser bricht.

O wenn meine Quellen springen,
Da soll mein Tal erklingen
Hellauf von Wand zu Wand;
Und wenn sie als Ströme rauschen,
So sollen sie zitternd lauschen
Im weitesten Vaterland.

Da sollen sie lauschen und zittern,
Vor meinen Ungewittern
Erschauern und vergehn;
Vergehn vor Weh und Wonne,
Und dann in meiner Sonne
Aufatmend neu erstehn!

Das walte Gott!

In seinem Namen fing ich's an,
In seinem Namen leg ich's wieder hin;
Was ich verloren hab, das sei vertan — —
Ich nenn's Verlust, und 's ist vielleicht Gewinn!
Hinaus denn auf den weitern Ozean,
Und wär's zu neuem Schiffbruch! hoch den Sinn!
Nun blas ins Segel, Wind, nein Sturm, nein — Feuer!
Und du, du dunkler Gott, bleib treu am Steuer!



Sprüche

Hab heute nichts getan, sagst du voll Scham,
Geh, sei dem guten Tag nicht gram.
Hast ein paar gute Seiten gelesen,
Und ein paar gute Gedanken gehabt,
Und etwas Glück sogar hat dich gelabt —
Geh, du bist nicht müßig gewesen.

Wir sparen so furchtbar viel Zeit
Und kommen doch zu keinem rechten Ruhn;
Wir schaffen sie nämlich nur beiseit,
Um sie im Trödeln zu vertun!

Leichtflüssig ist das leere Wort,
Schwer wälzt der volle Strom sich fort.

—

Wilde Wasser schäumen,
Tolle Köpfe reimen,
Im Wirbel muß manches springen,
In Tönen muß manches singen,
Wenn die Bahn zu eng und der Strom zu voll —
Und doch fließen soll!

—

Zur rechten Zeit
Am rechten Ort
Spare die Rede
Und halte dein Wort!

—

So mancher Mensch hat der Schlehen Art;
Am grünen Zweig ist er herb und hart.
Und erst der Reif einer Winternacht
Mürbe ihn und genießbar macht.

—

Bist du selbst beglückt,
So wirst du leicht beglücken,
Und bist du selbst zerstückt,
Dann wirst auch du zerstücken,
Und nur wenn du verrückt,
Wirst du die Welt verrücken.

—

Im Dickicht ist's stickicht, da hat nichts Rechtes Raum,
Im Freien reckt sich erst der stolze Baum.
So ist des Ernsten Freude erst die volle,
Der Rausch des Nüchternen der wahre, tolle.

—

Das Genie
Lebt Poesie,
Das Talent
Sich Dichter nennt,
Dahinter erhebt ihr Affengeschrei
Die sogenannte Schriftstehlerei.

Mit vieler Worte Schwall
Beklagt ihr den Kunstverfall.
Nun, für das, was ihr für sie tut,
Steht sie sogar erstaunlich gut!

An Sammlern fehlt es nicht,
Nein, an Zerstreuern;
Lackiert die Alten nicht
Und kauft die Neuern!

Mir wallt das Blut,
Seh ich aufs Kunstgetriebe:
Den Toten geht's viel zu gut,
Als daß den Lebenden was bliebe!

O bescheidne Eitelkeit,
Wie bist du schmal und machst dich breit!
Unter Affen lieber als Äffster gehn,
Statt über ihnen als Mensch zu stehn.
Das ist der Ehrgeiz der Kleinen,
Scheinen wollen sie, scheinen!

Erst spötteln sie und sticheln,
Bis dem Gequälten
Und Geschmälten
Die Augen übergehn.
Dann fangen sie an zu schimpfen:
„Ei seht wie kindisch
Und empfindisch —
Man muß doch Spaß verstehn!"

Wer mit Kosak und Pack sich schlägt,
Leicht Läuse auf dem Kopfe trägt.

Predige nicht Wasser
Dem, der nur Bier will.
Dräng nicht zu dem,
Der nicht zu dir will.
Hoff auf niemand zu wirken,
Eh gewalkt ihn die Not.
Dann schreit der Durst: Wasser!
Und: Hilfe! der Hasser — —
Dann dünkst du ihm — Brot!

Die Ärzte

Sie schaun zuviel durchs Mikroskop,
Und zu wenig mit den Augen —
Theoretisch stehn sie hoch im Lob,
Doch praktisch sie wenig taugen!

Unter der knöchernen Faust des Lehrers,
Im scheelen Blicke seines Auges,
Angesprüht von seinem zornigen Speichel —
Wie soll sie sich da entfalten, die Menschenpflanze?

—

Durch Schicht um Schicht der elterlichen Lügen
Bricht schmerzhaft durch des Kindes junges Licht.
Ihr nennt es Zucht, es ist ein feig Betrügen,
Entehrt euch langsam, jenem nützt es nicht.

—

Was soll ich meinem Kinde lehren?
Das Große ehren.
Soll es für Großes entbrennen,
Muß es erst Größe erkennen.
Wie soll ich das meinem Kind erwecken?
Sei groß und lehr es nach dir sich recken!

—

Warum ist so wenig Glück auf Erden?
Wir können nie ihrer ganz froh werden!
Wir scheuen die Hölle und sehnen zum Himmel,
Das Brot der Erde versauert im Schimmel.

Beim Kartoffelhacken

Hacken und graben
Macht Mühe und heiß;
Kärgliche Gaben
Lohnen den Fleiß.
Im lockeren Siebe
Bleibt uns zur Not
Ein Körnchen Liebe
Zum trocknen Brot.

Zwischen zwei harten Steinen
Wird das Korn zum Mehle —
Zwischen Wollen und Verneinen
Wird das Fleisch zu Geist und Seele.

Alle Reife ist Todestrieb
Den schwellenden Keimen im Innern zulieb.

—

Wenn du nicht töten willst, so stirb,
Und kannst du nichts beleben, so verdirb!

—

Höchster Adel schafft auch höchste Pflicht,
Strengstes Recht will strengstes Selbstgericht.

—

Ich bin der Mensch, der nur von Liebe lebt,
Doch aus dem feinsten Gespinst wird der festeste Stoff
gewebt.

—

Durchsichtig wie der edelste Kristall
Muß um mich stehn und leuchten rings das All,
Kein dunkler Fleck darf fürder an ihm sein.
Wie schaff ich das? — Ich glüh mich selber rein!

Leben, das ist ein Vergehn, und Wachen ein helles Verbrennen,
Aber der Schlaf und der Tod bergen die fernere Glut.
Sterben? Nichts stirbt in der Welt, es geht nur das Alte hinüber,
Ewig durchs schweigende Nichts lodert lebendig das All.

Erkanntes ist Gemessenes, und ihr wißt,
Daß man das Große mit dem Kleinen mißt.
Die Welt ist groß, der Mensch ist klein,
Und beide sind's unendlich —
Doch wächst er in die Welt hinein,
Und sie wird ihm verständlich.
Nur bis sie beide sind soweit,
Braucht's eine kleine Ewigkeit.

Wirf dich dem Schicksal als Zufall entgegen,
Du gewinnst es, auf mein Wort —
Doch stemmst du dem Zufall ein Schicksal entgegen,
Kommst du doch noch besser fort!

—

Ihr schmäht das Leben ob der sauren Müh,
Die es uns kostet — sagt, was wär es ohne?
Ein jeder Lump griff nach der höchsten Krone,
Hing niedrig sie.

—

Nur wer die Last hob, kann von Schwere sagen,
Noch besser aber, wenn er sie getragen.
Doch wie viel schreit man im Vorüberhasten
Von ungetragnen, ungehobnen Lasten.

—

Ist's eine Wolke, die über dir hängt,
So wart in Ruh —
Ist es ein Berg, der dich bedrängt,
Verziehe du!

Mußt nur des Herzens dunklen Drang verstehn,
Will es mit dir in alle Lüfte gehn;
Es will nicht, wie es tut, ruhlos die Welt durchschweifen,
Sich selber will es finden und ergreifen.

Höhe läßt Niedrigkeit unter sich —
Weisheit vertilgt Unglück —
Glück löscht Gier —
Wunschlosigkeit gibt — alles.

Durch Sich-Recken wird man wohl nicht größer,
Aber so groß doch, als man werden kann.
Nicht in jedem steckt ein Welterlöser,
Aber doch in vielen noch ein Mann.

Verschiedenes Los

Andres Wagen, andres Gelten,
Andrer Ton von andrem Erz,
Andre Menschen, andre Welten,
Andrer Schmerz in andrem Herz:
Wenige stürzen ohne Wahl
In die kurze, selige Qual
Rasch hintötender Flammen;
Doch Milliarden trauriger Narren
Kauern zusammen,
Um lange frierend, langsam zu erstarren.

Geh nur dem Leben todeskühn entgegen,
Den Schild hinweg und Panzer, nackt die Brust —
So wird es wallend dir darum sich legen,
Ist's doch ein Weib, und will . . vergehn vor Lust!

Hart an den Feind und stets die Stirne vorn!
Der Tod am Ende sei dein heißer Sporn.
Er lehre dich, statt würdelos verderben,
Im Angriff oder in der Schanze sterben.
Der Feigling schleicht, bis ihn die Zeit zerreibt —
Du willst ein Held sein, nun so reite vor,
Den Hammer in der Faust und hinterm Ohr
Die Taubenfeder, die den Frieden schreibt.

Aus des Nichtseins Blindheit zogen dich zwei Blinde.
Aber nun — nun selbst in Wehen grausam dich gebären,
Winden dich in Wehen grausam aus dem Nochnichtsein,
Dem unerstickbar Recht- und Weiterwerdenwollen
In ein zweites Neues, in dein eignes Leben —
Wo du Vater bist und Mutter dir und Kind,
In Jungfräulichkeit den Gotteskeim hochtragend,
Der geheimnisvoll den dunklen Kloß befruchtet —:
Das will viel! Gehorsam viel — Willen und — Gnade.

Hier sitz ich
Und forme —
Mich!
Den Toren ein Spott,
Ein Fressen für Gott!

Kurz besonnen,
Frisch begonnen,
In dauernder Liebe
Fortgesponnen.

Man gibt nur, was man hat, und tut nur, was man kann;
Nur was an mir nicht Weib ist, ist Mann!

Ein Ich, geschaffen eine Welt zu fressen,
Von Liebe zu der Welt umgrenzt — —
So schlürft es zärtlich, was ihm zugemessen.

O höhnt mich nicht mit einem Spiegelspiel!
Ich bin mir selbst in mancher Nacht genaht,
Und hoff, ein schweres Wollen wiegt so viel,
Wie eine leichte, ungewollte Tat.

Ich war ein Mensch und fragte viel
Nach Höhe und Tiefe, Maß und Plan,
Nach Anfang und Ende, Zweck und Ziel.
Es war meine Schuld — es war mein Wahn —
Es war meine Arbeit — sie ist getan!

Wie manches Schwere hab ich vorempfunden —
Wenn's endlich kam, so war es schon verwunden.

Zwei Sprüche aus Götts Bauplänen

Am Eingange

Tritt ein! Doch merk, du bist in eines andern Zelt!
Sein Wesen ist dir fremd wie eine ferne Welt —
So schau und höre lang, und fühle, doch bleib still,
Bis du — wann wird es sein? — begriffen, was er will.

Über der Stalltüre

O Mensch, du bist des Tieres höher Wesen,
Gewaltigen Willens, überreich an List —
In seinem Auge aber magst du lesen,
Ob du ihm Gott, ob du ihm Teufel bist.

Ihr seht nur, daß mir manches fehlt,
Ihr ahnt nur, daß mich manches quält, —
Euch beizt der Rauch nur, der mich oft umschwält,
Doch nicht das Feuer, das mich glüht und stählt.

Woher dies tiefe Schauen?
Durch heißen Glauben
Und eisiges Mißtrauen.

Umsonst wird nichts, auch nicht im Weltenschoß!
Gott wird im Ringen mit dem Teufel groß.
So kommt es, daß der Gott des einen, wißt,
Des andern ausgedienter Teufel ist.

Gott wußte das ganze Weh der Welt
Und schuf sie doch!
Und schüf sie noch,
Wie er sie heut noch hegt und hält. —
Alles Schöne und Gute müßte ruhn,
Wollte er nichts für den Teufel tun!

Ein großes Glück hat dich getroffen;
Aufblüht dein Herz in namenlosem Hoffen — —
Sperr auf das Tor, sperrangelweit!
Du fährst herein ein großes Leid
Zur Erntezeit — — —

——

Du siehst da einen noch ans Gute glauben,
Und wär's ein Wahn, du mußt ihn ihm nicht rauben.
Der Starke gern sich mit der Zarten kettet,
Die Zarte hat den Starken gern zu Gast:
Er denkt sich wonniger gebettet,
Sie stärker sich gefaßt.

——

Im Selbstgespräch

Die Schnuppen, die der Himmel speit,
Die Funken, die vom Ambos sprühen,
Sind auch an keine Schnur gereiht —
So mag auch dieses fallen und verglühen.

1.

Kosmos. Gott. Religion.

Es gibt kein Ende: jeder Augenblick ist ein Anfang von Ewigkeit.

Ein jedes Ding ist so alt wie die Welt selbst; nur seine Form ist neu — aber diese Form ist das Ding.

Die Gewichte an der Weltenuhr sind gewiß — Imponderabilien!

Daß der Kosmos sich nicht um die Erde dreht, das sehen wir heutzutage mit den modernen Augen; die Möglichkeit aber, daß er sich nicht um uns Menschen dreht, die darf nicht einmal berührt werden, obwohl man insgeheim sie manchmal überlegt. Sie ist das Skelett im Hause, das nur die enfants terribles der Philosophie nicht respektieren.

Die Überzeugung von einem harmonischen Endspiel des Lebens- und Weltprozesses hat vielleicht mehr als nur Ähnlichkeit mit der optischen Täuschung von dem Zusammenlaufen der Eisenbahnschienen.

Die weichen verachteten Massen, die leicht von den Elementen hinweggespült wurden, waren Schutz, Hülle und Träger der Kolosse, die wir bewundern.

In dem Hauche, den ich auf die blanke Messerklinge tue, zieht, indes mein Auge seinem Verwehen folgt, ein kleiner Weltvorgang mit Millionen von Lebewesen an mir vorüber — spurlos sagen meine Sinne; aber wenn ich es hundertmal wiederhole, kann ich schon die Spuren sehen, wo diese Völker gehaust haben.

Wie die Welt räumlich und zeitlich sich über alle unsere Begriffe hinaus ausdehnt, jedem Versuch, sie zu fassen, spottend, so türmen sich auch jenseits unserer Fassungskraft die Ursachen und Zwecke übereinander, über alle Begriffe hinaus ins Unbegreifliche.

*

Gott ist: eine Unseligkeit aushalten, und ihr entgegen selig werden.

Der Teufel des einen ist anständiger als der Gott des andern.

Gott, eine Narkose des Menschen.

Das Schlechte ist der Schlaf des Guten, der Teufel die Nacht Gottes.

Gott und der Teufel sind sonderbare Konkurrenten. Der eine verwandelt Teufelsdank in Götterspeise, der andere solche zu Teufelsdank. Das Fabrikat des einen ist das Rohmaterial des andern, und der Markt hat eine schwankende Tendenz. Wenn der Teufel ihn beherrscht, ist die Nachfrage nach Götterspeise groß. Das Reich Gottes hat Teufelsdank nötig.

Gott ist eine Krücke.

Wir betrachten uns selbst so lange mit den eigenen Augen, bis wir bei jeder kritischen Handlung das Gefühl haben, von einem Auge beobachtet zu sein — — es ist dies eine der Arten, wie selbst reifere Menschen zu einem Gotte kommen, wie überhaupt Gott entsteht.

Das Mitleid mit Gott! Man darf ihn nicht im Stich lassen, man muß zu ihm halten in seinem fürchterlichen Kampfe mit seiner Verzweiflung! Man muß ihn wenigstens diese eine Freude erleben lassen, daß ein mutiger Knirps so treu zu ihm hält, — und so selbst zur Freude an Welt und Leben kommen.

Es ist noch kein Gott in den Himmel gefallen!

‚Gott hat die Welt aus Nichts erschaffen', hat man lange behauptet und umstritten. Wie, wenn er sie zu Nichts erschaffen hätte, und eben darum — — ‚Gott' wäre?

Auch Gott stirbt dem Menschen nur, um verwandelt und schöner für ein verwandeltes und schöneres Geschlecht wieder aufzuerstehen.

Unser Postulat einer Göttlichkeit der Welt ist eins mit dem der alten Menschen nach Wundertaten.

Gott glauben heißt ihn lästern.

Etwas glauben ist schon — Aberglauben; etwas wissen heißt auf der Grenze zwischen Erkenntnis und Zweifel angelangt sein.

Um ihnen kein Vater auf Erden sein zu müssen, verweist man die Armen und Unmündigen auf den himmlischen. Entsetzlich, wenn man dabei noch an diesen glaubt.

Der Wilde macht einen Fetisch zum Gott, der Zahme einen Gott zu einem Fetisch.

Wenn du Götzen zerschlägst eines andern — vergiß nicht, daß es ihm Götter sind. Und wenn du ihm Götter für seine Götzen gibst, sieh zu, daß es nicht deine Götzen sind oder ihm neue werden; wenn es Götter sind, so wäre es schade drum.

Gott zählt die Menschen nicht, er schaut sie an; er hört sie nicht, er kennt sie; er lohnt und straft sie nicht, er läßt sie sich heben und fallen.

Die Menschen sollten uns nicht soviel wert sein, daß wir uns mehr vor ihnen schämen, als vor Gott, und bei all seiner Höhe sollte Gott nicht so hoch über uns stehen, daß wir uns mehr vor ihm schämen, als vor uns selber.

Ein Gott, der auf die Erde käme, dürfte gar nichts anderes tun, als Unrecht; — nicht die Strafe, sondern die Schuld auf sich zu nehmen, wäre erst göttlich.

Jesus tauchte in seiner Art als Fertiger auf und hinterließ kaum eine Spur von seinen Gerüsten. Wehe seinem Bilde, wenn er treue Tagebücher hinterlassen hätte.

Was uns von Jesus bleibt, nach aller Kritik, die wir an der Überlieferung seiner Person und dieser selbst üben: das heilige Herz, mit dem der Mensch neu oder mit unerhörter Glut in die Welt fühlt, und die ebenso unerhörte Weisheit, die er dessen Kraft und Süße verdankt.

So sehr hat Gott die Welt geliebt — oder seinen Sohn, daß er sie seinem Sohn zur Erlösung gab.

—

Wenn ihr glaubt, daß ihr euch vor den Augen eines Gottes schön zu machen habt, so sage ich euch, daß ihr euch in diesen Augen durch nichts so sehr befleckt und lächerlich macht, als durch die Furcht; eure beständige Furcht vor irgendeinem und allem und jedem Verlust.

—

So lange will ich ohne Urteil dem Unbekannten dienen, bis das innere Stundenglas mir sagen darf: es ist vollbracht, soweit du mir es verliehen.

*

Es gibt so recht Fromme, die, weil ihre Linke von der Rechten weiß, lieber nichts Gutes tun — um Gott nicht zu erzürnen.

—

Die recht Frommen haben sogar ihren Gott, um den Nächsten damit zu schikanieren.

—

Die Heiligkeit ist eine wunderliche — Heilige: mit den Füßen steckt sie in den Schuhen der Schuld. Und geht doch barfuß!

—

Die gottlose Welt ist noch lange nicht des Teufels.

Setze den Gott, mit dem du unzufrieden bist, immerhin ab, sorg aber für einen würdigeren Thronfolger.

Monotheismus contra Polytheismus? – Wenn der eine Gott nur ein Götze ist, so sehe ich seine Überlegenheit vor vielen Göttern nicht ein. Er müßte höchstens leichter abzutun sein, aber auch dies ist fraglich.

Die Sünden des einen sind Gott lieber als die Gebete des andern.

Wenn das Verderben von Gott kommt — und was dürfen wir als nicht von Gott kommend betrachten? — so darf der Mensch, der Gottes ist, auch verderben.

Nur die Hölle spekuliert auf die Stürze eines Menschen; im Himmel rechnet man nur mit seiner Erhebungsfähigkeit.

Gott seine Himmel auf seine Fasson füllen lassen.

Nicht unsere Gebete — der Sinn unseres Lebens wird erhört; nicht was der Wunsch — Begierde und Schwäche — stammelt, sondern was unser Sein erheischt. Ein Gott, der die Gebete der Menschen erhörte, gliche reichen, schwachen Eltern, die hochbegabte Kinder durch Erfüllung aller Wünsche verderben.

Ein frommes Gemüt könnte das Vaterunser kurz beten: Dein Wille geschehe! — Ein starkes aber würde vielleicht sagen: Dein Wille — sei der meine! er geschehe!

Beten heißt sich beschwichtigen; sich beschwichtigen dadurch, daß man sich einen Augenblick aus dem heißen Zentrum an die kühlere Peripherie setzt und sich an ein — imaginäres und doch nicht imaginäres — Zentrum wendet. Befriedigt kehrt man zu sich und seinen Dingen zurück.

Wenn eine Hagelwolke am Himmel aufzieht, betet das ganze Land. Einen Strich verheert das Unwetter; wo es nicht hintrifft, hat Gott die Gebete erhört.

Am hartnäckigsten werden verlorene Posten verteidigt; siehe die „Religion". Sie aufgeben, hieße bei Tausenden von Männern, die sich nicht mehr verwandeln können, ein verlorenes Leben sich eingestehen.

„Pfaffen!" das sagt sich so leicht. Aber es gäbe auch keine Pfaffen der Religion, wenn es nicht solche jeder Klasse gäbe. Wo sollten sie denn herkommen?

Zu Hause zertraten die Kreuzritter Jesus in ihren Nebenmenschen, und draußen warfen sie ihre Leiber in den glühenden Wüstensand für ihn.

Der Glaube an Gott hat noch jeden Schurken gedeckt. Erst wenn Gott abgesetzt ist, tritt der Mensch in den Dienst des Guten, das er nun nur noch in sich hat.

Es gibt auch eine Sündenkirche. Wenn ein Mensch von guter Struktur in die Sünde gerät, so kommt er reiner und heiler aus ihr heraus, als ein Schlechter aus der Kirche.

Wir können keine Dome mehr bauen, weil wir keine Religion mehr haben.

Damit ein Antlitz wie des Straßburger Münsters zu uns spreche, ein Turm wie der Freiburger zum Himmel flamme, muß es in Künstleraugen — und Herzen überirdisch leuchten.

—

Die Kirche, die Vertreterin der Religion des Mitleids, war nie mitleidig — mit dem Gesunden, Starken, Schönen, Eignen. Sie will das Elende, um sicherer zu herrschen.

Sie hat nie volle Macht entwickelt, weil sie nie von eigner, heiliger Gewalt erfüllt war; und wo es je eines ihrer Oberhäupter war, so vermochte es nicht, den kolossalen, bis tief hinein verderbten Körper heilend zu durchglühen. Dauernd und überall gewirkt hat sie nur auf abergläubische und erschreckte Gemüter, durch Aberglauben und Schrecken.

—

Entsetzliches Philistertum, dem das vorhandene Gesetz so heilig ist, daß ihm alles, was dieses nicht strafend erreichen kann, erlaubt und selbst heilig wird — jene Greuel der schleichenden Schusterei, die bodenloseste Gemeinheit, die sublimiertesten Frevel an Gott.

—

Unsere Staatsgewalten halten an Jesus Christus so fest, um das Aufkommen neuer Heilande zu verhindern. Teufel auch, wie unbequem wäre ein solcher ungestümer Forderer!

In den römischen Zirken starb man nicht um die Dreieinigkeits- oder Abendmahlslehre oder sonst so was; da starb man im Namen des göttlichen Nazareners, um diese Welt für eine bessere einzutauschen. Man gab sich hin, um neu aufzuleben; später zerfleischte man sich gegenseitig, um übereinander zu triumphieren.

II.

Mensch. Mitmensch. — Liebe. Ehe. Kindschaft.

Die ‚Kunst, mit den Menschen nicht umzugehen‘, könnte auch noch geschrieben werden.

Wer Mensch anrührt, beunruhigt sich.

Menschlichkeit nimmt zum Wägen der Fehler des andern die eignen als Gewichte; das Zünglein der Verachtung steht dann still.

Ein König (im Reiche) der Menschlichkeit: seine Herrschaft spannend über das tiefste Leid und die höchste Lust — in seinem Reiche geht die Sonne nicht unter.

Man muß nicht zu geschwind recht haben wollen, sondern Geduld und Feinheit genug haben (oder erwerben), sein Recht im andern zu pflanzen. Wenn es da wächst, so ist es nicht mehr zu entwurzeln.

Wer zu uns kommt, droht uns zu nehmen; wer uns verläßt, gibt uns etwas oder viel zurück: uns selbst.

Da hab ich einen, der so innig an das Mitmenschentum glaubte, auf jeden Schimmer eines Auges, das Aufhorchen jedes Ohres, das Sinnen einer Stirne, den Schlag eines Herzens so hereinfiel, daß er das Fremden erst langsam und schmerzhaft zu lernen hatte.

Man muß einen Menschen oder einen Gedanken oder einen Glauben, den man besiegen kann, nicht ermorden; das Gemordete steht wieder auf.

Das Schweigen ist auch eine Sprache und eine höchst vollkommene, fein und reich gegliederte. Das merkt man am besten, wenn man mit Leuten zusammenkommt, mit denen man sich gründlich und über die heikelsten Dinge auszusprechen hätte, aber in stiller Übereinkunft es nicht tut.

Mancher scheint zärtlich und empfindsam, hat aber nur eine wehleidige Eigenliebe. Tauch einen Finger hinein und du wirst sofort auf den harten Untergrund stoßen. — Weich gegen sich, hart gegen andere, das hält sich die Wage. Überhaupt ist Empfindsamkeit (Sentimentalität) nur Vortäuschung der fehlenden Empfindung (des Sentiments).

Hart oder weich? — Nein: ich liebe die starke Hand, die weich zu greifen versteht; den elastischen Fuß des Athleten, der seinem Untermanne auf die Schulter zu springen vermag, ohne sie ihm einzutreten.

Das Zarte fürchtet immer unzart zu sein! Darunter kann die Ruhe, das Hauptbedürfnis eines schönen Verhältnisses, ebenso leiden, wie unter der Leidenschaftlichkeit.

Richtet euch — auf daß ihr andere richten dürft!

Ein unbändiger Stolz schützt vor kleinen Eitelkeiten; so gut wie tiefe Demut.

Es würde den Stolz von Vielen verletzen, wenn sie wüßten, daß sie uns nur als Schleifstein oder Schmirgel oder als das Klümpchen Eisen dienen, das man dem Magneten anhängt, wenn man ihn eigentlich nicht braucht.

Gold vermag nicht an Talmi, Talmi nicht an Gold zu glauben.

Die Plattheit behält immer Recht! (— dies entdeckte Emil Strauß.) Sie mag fallen, wie sie will, so liegt sie da und behauptet ihren Platz. Eine Feinheit rollt immer und zittert immer, zuletzt vor den eigenen Einwänden, und ganz zuletzt vor — Feinheit.

Mancher, der zu feig oder faul ist, uns ein Feind zu sein, wird unser Freund. Es ist die bequemste Art, uns zu drücken.

Freund kann ich nur sein einem Menschen von hohem Intellekt und dem leidenschaftlichen Willen zu dessen leidenschaftslosem Gebrauche.

Das höchste Vertrauen hat nicht der Freund, dem wir unsere tiefste Schmach, sondern der, dessen Auge wir unbefangen unsere letzte Schönheit zeigen.

Ich habe viele Menschen verloren, die noch leben, und diese machen mir Schmerzen und nicht, die mir gestorben sind.

Der Mensch, der mir entlebt,
dem ich entlebe,
Der macht mir Schmerz,
und nicht der mir entstirbt.

Jede der Idee Mensch zukommende Eigenschaft, die ein Mensch wirklich hat, und sie nicht bloß umlauert, umschwärmt oder kurz umgeht, gibt ihm etwas Übermenschliches, Göttliches — aber nur, weil es ihn wirklich menschlich macht. So stark ist dieses Menschliche.

Ich rief es gern in alle Winde: ein mutiger, starker, schöner Mensch ist herrlicher und göttlicher als ein Gotteskrüppel, der vom ewigen Auf und Nieder die kosmische Seekrankheit hat.

Bedeutende Menschen müssen immer „Zeitlosen" sein. Ein trauriger Beweis dafür ist, daß sie auch meist erst nach ihrem Tode wirken. — Die Mitwelt ließ sie hungern, die Nachwelt hungert nach ihnen.

Es gibt Geister, die so weit ihrer Zeit voraufeilen, daß sie gleich jenem Schnelläufer im Märchen sich Gewichte an die Beine hängen müssen, um einigermaßen mit ihr leben zu können.

Ein Ungewöhnlicher braucht nur einmal gewöhnlich zu sein, gleich berufen sich alle Gewöhnlichen auf ihn.

Wieviel Schönheit muß ein Mensch entwickeln, um den vielen Schmutz, der von ihm trieft, erträglich zu machen und zu rechtfertigen. Wir teilen unsere Natur mit dem widerlichsten unserer Geschwistermenschen.

Welch ein Tyrann: es ist nicht ein Gedanke in ihm, dem der Mensch sich nicht zu schönster Erhebung unterwerfen könnte; jede Wehr gegen ihn macht elend.

Was der Mensch „über sich hinaus schuf" — ist schon der Geist. Der Geist des Menschen, der Geist der Menschheit, das ist der Übermensch.

*

Der Kuß des Weibes ist der Gruß des Lebens an die Eigenschaften, die es uns verliehen.

—

Nur auf der Woge der Frau bist du — flott.

—

Wenn wir unsre Weiber mehr Teufel sein ließen, wären sie engelhafter.

—

Die Wehen, die das Weib bei der Geburt des Kindes erduldet, muß der Mann in seiner eigenen durchmachen, auf daß — Mensch werde.

—

Schwache Männer verfallen dem Weibe, in dessen Auge sie ihr Verhängnis erblicken; sie nehmen eine Möglichkeit für eine Notwendigkeit.

—

Ich nehme an, daß Liebe die höchste Lust der Welt ist — dann muß aber sich verlieben die schmerzhafteste Entgleisung sein.

—

Nein, ich lebe nicht durch dich, aber ich habe an dir gelebt.

—

Eine ganze Liebe wiegt viele geteilte auf — aber nicht umgekehrt.

—

Menschen, die sich nicht haben können, dürfen sich in unserer Gesellschaftsordnung nichts sein. Das Zeitwort Mensch wird also mit haben konjugiert.

Ein Mann — kein Wort!

Der Mann muß ein Streben haben, wie es einem rechten Weibe auch gefallen kann, und dann das Weib finden, dem es gefällt.

Der Helmbusch ist der einzige Schmuck, der den Mann männlicher macht. — Auch das vollendete Weib ist schöner ohne Schmuck: es ist menschlicher! Geschmückt immer noch mehr — sächlich.

„Du mußt mich auch mit meinen Tugenden mögen“, sagte der Mann zu dem Weibkinde, das haben wollte, er solle es auch mit seinen Fehlern lieben.

Wenn zwei Menschenkinder, ich denke an Mann und Weib, sich einander nähern, und sie haben Ursache, „der Liebe Quell im Busen zu hemmen“, so öffnen sich die Schleusen ihres seelischen Wesens zur gegenseitigen kraftvollen Erkenntnis, Vermählung, Befruchtung, Steigerung.

Am Ende meines Strebens könnte meine göttliche Tat (oder Mittat) gewesen sein: dem Manne das Weib gleichgesellt zu haben.

Das Weib, das einen Mann erhört, ihm die Hand schenkt, — fällt. Sie verliert ihr Leben an einen Gatten, aber findet nicht ihren Mann.

Das Weib ist auch von einer Selbstlosigkeit, die manchmal erschreckt: es billigt am (geliebten) Manne Alles. Zuletzt dessen Weibesverachtung.

In jeder Frau muß etwas stecken, was sie mit der Verlorensten gemein hat: die Möglichkeit verloren zu gehen; sonst wäre ja auch diese nicht verloren gegangen. Und wie viele, die sich vor einer Dirne bekreuzen, sind verloren an ihre Männer. Nur Furcht ist möglich und Erbarmen, keine Verachtung.

Übertriff einen Mann, er wird dich beneiden oder bewundern, sogar lieben, wenn er Herz genug hat; übertriff aber eine Frau, und sei's nur im Anzuge, und sie wird dich hassen.

Du glaubst diese Frau beruhigt zu haben, indem du sie aufklärtest: du hast aber nur ihren Wurm genährt. An seinen Bissen wirst du spüren, daß er eine Schlange geworden ist.

Wenn ein Ding in der Welt immer recht hat, ist es das Mißtrauen einer Frau gegen einen Mann; er mag sich bezwingen, aber auf dem Grund seiner Seele dunkelt und funkelt es.

Eine Frau muß sein wie gutes Brot, das man jeden Tag und das ganze Leben essen kann, ohne es überdrüssig zu werden.

Das Weib soll dem Manne keine Schwinge sein (ohne die er flügellos wäre), sondern soll mit ihm fliegen können, und durch den rauschenden Mitflug den seinen höher locken und lustvoller machen.

Es gibt leise, feine ungeschlossene Ehen, deren Bruch unmöglich ist oder sich furchtbar rächt.

Ich glaube, man muß den Menschen die Vielehe, die Unehe gestatten, damit der Mensch sich die Einehe, die Ehe züchte — als sein Recht, nicht seine Pflicht.

Wer ein Weib ansieht, hat schon die Ehe — mit sich gebrochen. Wohl ihm!

Connubium! ist das ein Ehelatein! Die gegenseitige Umwölkung! Warum nicht Consolium, die Umsonnung, oder dreideutig: consolatio, worin man an die Sonne, an den Trost, und an solus cum sola denken könnte? Wäre das kein gutes Wort für Ehe? Im Ehelatein natürlich.

In einer Ehe ist es gleich schlimm, ob der eine Teil in einem Streckbett zerrissen, oder der andere in einem Zwangbett klein gemacht wird.

Wenn eine Liebe nicht täglich neu erweckt wird, schläft sie bald ganz ein. Man erweckt sie aber nur durch Liebenswürdigkeit, und diese erfordert Anstand, Anmut, Opfer — Anstrengung. Aber wie lassen sich unsre Eheleute gehn!

Die Ehe ist eine Wabe, der man mehr Honig zutragen muß, als man ihr entnimmt; sie sollte stets Vorrat enthalten, um für jede Bitterkeit des Lebens einen Tropfen hergeben zu können.

Die Heiligkeit der Ehe besteht vielleicht in diesem Zuge, daß sie den Edeln dahin bringt, sich mit einem Menschen zu „versöhnen", und daher mit allen.

Indem es mir gelungen, zu einem Menschen — und da ich Mann bin, muß es das Gegenwesen sein — in den höchsten und reinsten Bezug zu treten, heb ich alle, mit denen ich mich bis dahin herumzerrte, zu dieser Höhe und Reinheit. Diese Wirkung muß zugleich die Probe für jenes Glück sein: laß ich einen zurück, hält einer mich unten, bin ich noch nicht dort droben.

*

Ob nicht das Bild des Andern auf dem Grunde unseres Wesens der verlassene Gefährte unsrer hermaphroditischen Ei-Jugend ist, der auch erfüllt sein will?

Die Mütter wollen nicht, daß ihre Söhne für die Menschheit bluten. Und gar die Gattin tobt um ihren Mann, der sie für jene läßt — so ist der Mann des Menschen Mutter.

Wie die Mutter dem Kinde die Brust, so bietet das Weib dem Manne, sein Weib seinem Manne, die Kraft und Süßigkeit, die freudige Gläubigkeit ihres Lebens.

Nicht Kindermütterchen — Mann- und Menschen-mütterchen.

Deine Mutter hätte dich als dein Weib rasend gemacht — und doch hat sie dich feinen Kerl geboren und begabt.

Unsre Eltern mußten noch leben, und auch wir traten in ihr qualvolles Dasein; nun haben wir gelernt, leben zu wollen; laßt uns unsern Kindern diesen hellen Willen als beste Morgengabe in die Wiege legen.

Wie die Kuh sich ihr Kalb nehmen läßt, so entläßt die Mutter ihr Kind in sein Schicksal, in dumpfer Unruhe, stumpfem Unwillen, als ob ihr ein Unrecht geschehe.

Zwischen Mutter und Kind wird immer etwas Fremdes liegen — was Fremdes zwischen ihr und dem Gatten lag und blieb.

Eine Mutter, die sich an ihre Kinder verliert, wird von diesen nicht gefunden.

Die Form — religiös und moralisch — die um ein Kind gebacken wird, zerbricht, wenn es Zeit ist!

Schlummerndes nicht wecken, Erwachendes nicht aufjagen, süß austräumen lassen, aber das Erwachte in die Schule nehmen.

Es ist als ob der Mensch sich darin von der Pflanze unterschiede: er gedeiht unter rauhen Händen, wenn sie ihn nicht gerade erwürgen, besser als unter zarten.

Du mußt die Erfahrungen deines langen Lebens nicht als Imperative auf die Jugend legen.

Gerade mit seinen Fehlern und Sünden müßte das Kind auf weiche Hilfe fallen, statt auf harte Verbote.

Du sollst die Eltern ehren, heißt es — aber wer sind die Ältern? Sind das nicht die Kinder? Sind sie nicht um ein Geschlecht älter und also ehrwürdiger als Vater und Mutter?

Unsere Kinder werden, wenn wir nur jung und biegsam genug bleiben, unsere Eltern; unsere Lehrlinge machen uns entweder keine Freude oder werden unsere Meister.

Kinder! in eure Hände empfehl ich meinen Geist!

Wie manche Mutter weiß nicht genug die Tochter zu ermahnen, „sich gerade zu halten“ — aber sie meint nur den Rücken; wie lehrt sie sonst das Kind sich krümmen, und wie wirkt sie mit, es zu beugen. Wehe dem Mädchen, von der Mutter aus, das aufrecht und herrlich auch ins Leben hinaus wachsen möchte.

Das geht wohl an, daß die alten Leute bei den Kindern wohnen, die zu eigener Zellenbildung gekommen sind; aber es ist unmenschlich, wenn auch üblich, daß die erwachsenen, ausgereiften Kinder bei den zurückgebliebenen Eltern wohnen bleiben, umschränkt, unterdrückt, erstickt, oder doch zum Ersticken schwer um jeden Zug ringend, der sie über den Standpunkt der Eltern hinausführt.

Ein vom Tod Genesener liegt zum erstenmal wieder wach auf seinem Lager; er sieht die Sonnenkringel auf der Decke, die Spatzen auf dem Fensterbrett; auch ein Kind, das scheu herangetrippelt käme, das sieht er gern. Aber die Alten stören ihn. Sie kommen selten wie der Sonnenschein, die Vögel, die Kinder.

III.

Glück und Not. — Leben und Tod.

Wie tief auch Lust und Leid gehen mögen, es ist doch nur Schaum des Lebens, den der Mensch mit flacher Schippe schöpft.

Glück kein Freibier.

Die Delikatessen unserer Schmerzen sind andern nicht zugänglich.

Sie sind unsere Labung und Stärkung, und machen uns das Schwerste erträglich und teuer, sind aber ein Tropfen, der verdunstet, wenn wir ihn mitteilen wollen, ein Funke, der verglüht, indem er springt.

Schlucken ist nicht schlingen; verschluckte Not ist nicht verschlungene Not. An verschluckten Nöten wird der Mensch zum Wiederkäuer.

Ein großer Schmerz desinfiziert unser Leben von vielen kleinen.

Mein Unglück kann sein, wie es will, mein Glück aber muß sein, wie ich es will.

Der elendeste Krüppel tanzt und fliegt noch in einem geträumten Jenseits von sich.

Das Maß von Kraft und Glück, mit dem ein Mensch irgendeinen geschaffenen Zustand erträgt, läßt genau erkennen, wie er den entgegengesetzten beherrschen würde.

Macht andauerndes Unglück, unabläſſiger Druck hart oder mürbe? — Ich glaube, es kommt auf die Haut an, ob sie schwielig oder wund wird.

Alles äugt sehnsüchtig nach den Schanzen, — aber niemand will die Gräben füllen.

Die Kriegsjahre zählen dem Soldaten doppelt — sollten die Leidensjahre dem Menschen weniger angerechnet werden?

Das Licht ist stärker als das Dunkel, das Glück mächtiger als das Leid: ein Sonnenstrahl macht schon die Welt erglänzen, aber es gehört eine furchtbare Macht dazu, um alles Licht auszulöschen.

Glück gibt es so wenig, als es einen blauen Himmel gibt. Aber es gibt ein Gefühl von jenem, wie einen Schein von diesem.

Das Glück tötet oder — stirbt.

Das Glück kommt manchmal auf scheuen Füßen — es muß erst sehen, ob der Platz rein und trocken, und — das Elend fort ist.

So lange du glaubst: jetzt *ein* Tröpfchen Glück und *ein* Strahl Liebe in und über mich, und mein Lenz muß anbrechen! — so lange ist es nichts damit. Erst wenn du es nicht mehr glaubst, dann ist die Stunde da, wo *eine* Schwalbe den Sommer bringt — oder auch der Sommer die Schwalbe.

Das wahre Glück kehrt erst ein, wenn das Elend schon geht, also wenn man es fast nicht mehr nötig hätte. Es liebt nicht die gierigen Augen und verlangenden Hände, lächelt aber gern und schön über nasse Wangen. Auch der Regenbogen schimmert erst nach dem Ungewitter.

*

Säe ein bißchen Tod, du erntest tausendfältiges Leben.

Wie frei und schön ist ein Leben, das keines Schleiers bedarf vor Heimlichkeiten, außer etwa vor seiner Schönheit.

Ein Leben ohne Grausamkeit und Schmerz wollen, heißt, vom Feuer verlangen, daß es nicht brenne.

Gegen das brennende Feuer hilft nur selber brennen, und feuriger. So gegen das Leiden schaffende Leben nur: selber leben, lebendiger!

Beides sucht seine Erfüllung in uns: die höchste Verheißung, die wir uns geben, und das schmerzlichste Los, vor dem wir uns gefürchtet. Das ist das Leben.

Wie du in die Welt liebst, liebt sie dich zurück. Und das Leben ist dankbar.

Mit dem Leben ist's wie mit dem Gelde: man muß beide ausgeben, um etwas davon zu haben.

Der Arbeitsscheue — der Zechpreller am Bankette des Lebens.

Der Beruf ist der Weg, das Individuum auf eine Weise, die der Gesamtheit dient, vom Leben zum Tod zu bringen.

—

Im Leben ist es wie in den schweren Träumen: man muß seine Schrecken angreifen und nicht ihnen entfliehen; entweder weichen sie dann oder wir erwachen an ihnen gestärkt.

—

Das Leben ist wie das Meer: den rüstigen Schwimmer trägt es, den Schweren und Trägen läßt es versinken, den Toten wirft es aus.

—

Der Humor ist das bewußte Einatmen des Lebens, das nach dem Verhauchen nichts mehr fragt.

—

Das Leben ist schwer — ein Grund mehr, es auf die leichte Schulter zu nehmen.

—

Kannst du verstehen, daß ich mein Leben so leicht nehme, weil ich es so schwer nehme? Und die andern machen es umgekehrt.

—

Erst wenn uns das Leben zum tödlichen Ernst geworden ist, leben wir recht auf, und nehmen es leicht, wenn wir seine ganze Schwere empfunden haben.

—

Das Leben ist etwas zu Rätselhaftes: so fest und dicht es sich täglich und stündlich webt, aus Speise und Trank und Schlaf, aus Arbeit und Ruhe, Sorgen und Siegen, Notdürften und Überwindungen, aus Haß und Liebe, Ehrgeiz, Zorn und allen Leidenschaften — ein so luftiges Gewebe ist es doch, wie es hinter uns herflattert, nur flockenweise zu erhaschen und nie wieder ganz zusammen*zudenken*, was man doch so satt zusammen*gelebt* hat.

Sein Leben dahin gebracht zu haben, daß es, als gut und schön gefühlt, einen Sinn gegenüber der ungeheuren Not der Welt gewinnt, und gewollt werden kann und muß, bringt dahin, daß die Welt meinetwegen geschaffen worden ist, damit *ich* werde.

Der Mensch versäumt zeit seines Lebens das Wichtigste, das er zu tun hätte: sich ein Verhältnis zum Tode zu schaffen. So baut er nur immer am Leben, und sieht dem Tode furchtsam, verdrossen und untätig entgegen. Die letzte Vornehmheit, die Vornehmheit vor dem Letzten, entgeht ihm.

Was an uns allein sterblich ist, das ist — unsere Seele! Die Seele, das ist die Form, die unser Leben hienieden, das ist in und an uns, erreicht hat.

Das Furchtbare, das über den kommt, dem der Sinn dafür aufgeht, was *leben* heißt, ist nur mit dem Grauen zu vergleichen, das die Kreatur in der Nähe des Todes befällt. Eine Höhe reißt ihn hin, jäh und von unersichtlicher Spitze, wie den Todgeweihten ein Abgrund; und er *muß* dort, wie dieser hier, nur ist sein Muß dort ein Wille. So *muß* er leben, ziellos vorwärts, wie jener sterben muß, haltlos verfallend.

Stürme des Herbstes, wilde, wüste Gesellen, wie lieb ich euch! Ihr wettert zusammen, was morsch und welk ist, und macht Bresche für die Entschiedenheit, den klaren, reinlichen Winter.

Das entschiedene Leben und der entschiedene Tod sind glückliche Zustände — aber die Über- und Niedergangszeiten sind schrecklich. Dann schmeckt nicht einmal der Tod so recht. Auf der höchsten Höhe *an* ihr zu sterben, das wäre schließlich die höchste Lebenskunst.

Zwischen Leben und Sterben gibt es ein Drittes: Krankheit, und diese von doppelter Natur: in der einen ringt sich Gesundheit zum Leben durch, in der andern zwingt der Tod Leben nieder, das sich noch wehrt. Beide Arten sind schwer voneinander zu unterscheiden und nie untrüglich.

Wie oft mag eine Krankheit nur die Mühe sein, die sich das Leben gibt, um gesund zu werden oder zu bleiben.

Kardinalfrage: warum — wenn Leben heilig ist — warum schont man nicht das heile, blühende, sondern nur das kranke, krüppelhafte, unheilbare, und läßt jenes an diesem verseuchen, versiechen und vergehen? Wo bleibt da *seine* Heiligkeit?

Wie leicht haben es die Toten! — Und sie sollten uns das Leben schwer machen? — Hinab mit ihnen!

IV.

Erleuchtung. Irrung. Führung. Schicksal.

Der Lichtträger ist blind.

Wo du nicht zündest, trage deinen Brand nicht hin.

Das Feuer, das mir aus den Augen fährt, erhellt mir nicht den Weg.

Zum Selbstleuchten gehört Eigenfeuer, zum Glänzen nur eine glatte Fläche.

Mein Irren war lang, groß und schmerzlich. Aber was mich vorn blendete, das erhellte scharf und klar die Gegend, wenn ich mich umwandte, den zurückgelegten Weg zu betrachten.

Niedrigkeit der Empfindung etwas anderes als der Gesinnung: jene der schwarze Vogel, der sich ab und zu, in unbewachten Momenten, auf uns stürzt und einen Krallenfang und Schnabelhieb nach uns tut; dieser aber sind wir ein Nest, in dem sie ihr Gelichter brütet.

Eine Sünde, die mich weckt, ist besser als eine Tugend, an der ich einschlafe.

O süße Unschuld, komm! sündige dich weiter in die Höhe!

Vielleicht genügt dem Reinen die Versuchung, der Unreine aber braucht den Sturz, um sich höher zu erheben.

Nach verlorenen Schlachten kann man noch die schönsten Siege gewinnen, aber die schlimmsten Niederlagen holt man aus Siegesräuschen.

Friede sei — satt gewordener gesättigter Kampf.

Seelenruhe! — Es gibt eine Ruhe, die Faulheit ist! Innerer Friede! — Es gibt manchen Frieden, der schmachvoll ist. Seinen Frieden muß man ersiegen oder doch erkämpfen! Dein Krieg könnte aus lauter Niederlagen bestehen, und dein Sieg doch der Verzweiflung über dich nahe sein.

Schwester Ruhe schöpft mehr klares Wasser aus dem Quell mit einem Löffel, als Bruder Sturm mit einem Kruge.

Schwere ist das edelste Laster.

Vielleicht ist das Edle nur das kunstvolle ritardando einer an sich trivialen Melodie, dazu aus dur in moll übersetzt. Also nicht lebensuntüchtig, sondern nur verlangsamt und beschwert zu ergreifendem Wohllaut. Und gespielt muß es also doch werden, mit denselben Instrumenten; nur kunstvoller, gehaltener, bewußter.

Das Feinste hat die stärkste Gewalt über uns, das Fernste ist unsere Gewißheit, das Geheimste wird letzte Offenbarung.

Unsere furchtbarste Schuld ist das Gute, das ein Mensch von uns denkt und das wir nicht erfüllen.

Irgendwer hat gesagt: „Die Tugend im Übermaß wird zum Laster.“ Dieses Übermaß besteht aber genau besehen nur darin, daß man sie wirklich hat und auszuüben gesonnen ist. Dadurch wird sie — lästig. Setzt man statt „Tugend“: Charaktervorzug, und statt „Laster“: Fehler, so wird das Paradoxon milder und verständlicher.

Der rechte Gegensatz zu einem mitleidigen Herzen ist nicht ein rohes, sondern ein gesundes. — Schöne Gesundheit enthält viel gebändigte Roheit, das ist: Urkraft.

Es gibt ein Mitleid, das ganz dem Schwindel gleicht: man schaudert beim Hinuntersehen. (Es kann also nur Steigende befallen!) Gegen diesen Schwindel gibt es nur eine Rettung: vorwärts hinaufsehen und — steigen.

Gut ist nur, dem Bösen widerstreben.

Kein Unrecht mehr wollen, ein eigenes unerträglicher finden als ein fremdes; sein Recht, mit der Goldwage zugewogen, einem jeden zubilligen, also auch und gerade dem Feinde — wer noch nicht in diesen Empfindungskreis getreten ist, gehört noch einer roheren, unentwickelten Kultur an.

Der Schmerz über uns sich immer mehr verfeinernd, ist der gute Führer, der uns von Stufe zu Stufe zu immer größerer Sicherheit unseres Ernstes, zu immer höherem Takte, immer reinerer Gerechtigkeit leitet.

Die leisen Mahner in uns sind die besten Führer; sie finden den Weg auch in Nacht und Nebel.

Wer ein volles Gefäß trägt, muß das Gedränge vermeiden, und wessen Seele am Überlaufen ist, einsame Wege gehen.

Einsam ist man in der Fremde, verlassen kann man in der Heimat sein, verloren aber ist man nur in seinen inneren Wüsten. Dort umspült uns noch überall das Meer des Lebens, hier überflutet uns nur heißer, dürrer, unfruchtbarer Sand.

Einsamkeit ist ein köstlicher Balsam auf die wunde Haut der Seele; aber im Übermaß aufgetragen reizt er vielleicht mehr als er lindert.

Unser Schlechtestes findet noch Verständnis und Verzeihung, unser Bestes aber keine Heimat unter den Menschen, als nur in eigener Brust.

Wo du fragst, tönt dir keine Antwort, wo du suchst, ist alles verloren. Nur das Ungewußte weißt du, nur das dir Gegebene hast du.

Wer sich nicht von dieser Welt fühlt, aber doch nicht aus ihr heraus kann, für den gibt es immer noch eine Gasse: Hindurch!

Wir legen zu gern gegen unser Überwundenes einen Eifer und Unwillen an den Tag, der stark nach Renegat und Konvertit schmeckt. Wir sollten zarter mit unserer Vergangenheit umgehen, bei aller Entschiedenheit, mit der wir sie abgestreift haben, mindestens aber unsere Herkunft nie verleugnen. Je niedriger sie ist, je mehr ehrt uns die heutige Höhe.

Wer der Stütze nicht bedarf, geht leichtsinnig mit dem Stab um.

Ich will eingehen in weite hohe Räume, ob auch durch enge Türen und über schwierige Treppen.

Wenn es möglich ist, über mich hinauszukommen, wie ertrüge ich es, daß es ein anderer täte, als ich selbst! Also ist es möglich! Übersetzung aus dem Zarathustrischen ins Deutsche.

Einen andern als sich selbst zu übertreffen suchen, heißt, sich einem fremden Kurse anschließen.

Wenn du einen Augenblick dein Urteil anhieltest, so könntest du in meinem Handeln wie in einem Spiegel das deinige sehen; so aber beschlägt dein Atem das Glas.

Immer der Gleiche — das ist ein Produkt beständiger Verwandlung, in der sich das Wesen behauptet. Mit jedem Hauche ein anderer — das ist immer derselbe, unter der Wirkung eines jeden Angriffs.

Bereit zum Untergang ist reif zum Aufgang.

Sich selbst als Fatum nehmen, nicht sich „anders" wollen —!

Mein Schicksal ist ein dicht gestricktes Netz; zerreiß ich eine Masche, zerstör ich hundert.

Du hast eine begehrliche Seele, also leide, leide durch Entbehrung.

Das Unvermeidliche ist nicht schwer mit Würde zu tragen. Bei gescheiten Leuten versteht es sich von selbst. Du mußt aber lernen, auch das Vermeidliche so zu tragen.

Wer auf sein Elend tritt, steht höher.

Man muß auch seinem Schicksal mit edler Reserve gegenübertreten, feurig, aber nicht zudringlich!

Schicksal — du magisches Netz, aus Milliarden Zufällen gestrickt; Vernunft, Weisheit — du Ungeheuer, erbaut aus lauter Sinnlosigkeiten; Leben — wandelnder Berg von toten Sandkörnern; Gott — ein Bündel aller Teufel; Welt, Unendlichkeit, All — grüne Insel, vom Nichts umflossen — —: das bist du!

V.

Erkenntnis. Selbsterkenntnis. — Weistum. Wissenschaft. — Kunst.

Zwischen entweder — oder steht, was wir in der Hitze des Gefechts übersehen; es gibt mindestens noch ein ‚keins von beiden'.

—

Eine Erkenntnis geht manchmal über uns nieder wie ein Wolkenbruch über einer Landschaft — man erkennt sie nachher nicht wieder.

—

In einem Größern aufgehen ist kein Untergang, sondern, was das Wort sagt, Aufgang.

—

Ihr findet diesen Geist unverständlich und ungenießbar und lehnt ihn ab? Ihr seht nicht, daß er ein Brunnenmacher ist, daß er eben erst seinen Brunnen erbohrt, und darum seine Wasser trübe springen.

—

Leute, denen nie ein eigener Gedanke urgezeugt entsprang, rechnen den fruchtbarsten Geistern die Herkunft ihrer Lehre nach. Wie sollten sie auch wissen, die Immerdürren, daß ein Schoß, der auch nur einmal glücklich geboren, immergrün von neuen Geburten strotzt.

Du brauchst nichts zu bedauern, was du nicht verstehst. Und was du verstehst, wirst du nicht bedauern. Durch Bedauern trägst du d i c h in eine fremde Sache.

Selbsterkenntnis — ist unser Maß für unser Weltverständnis.

Ich war besser, als ich noch unbefangen in der Pfütze tummelte; seit ich im Äther leben will, bin ich immer befleckt.

Bin ich nicht ein Zurückkommender, ein Revenant, ein Gespenst? Sind Gespenster nicht schreckhaft? — Bin ich nicht ein mehr als einmal Zurückkommender? Muß ich nicht schreckhafter sein als ein Gespenst?

Hier — vor die Entscheidung gestellt, ob er mittun will oder nicht — heißt die Rede: Ja und Nein. Das Äußerste an Ausflucht, das ihm gegönnt sei, ist: „Einen Augenblick Geduld, großer Geist, bis ich mich beisammen habe, und stark genug bin, meine Rolle im herben Spiele zu übernehmen.“

Einen Tribut zollen wir der Menschlichkeit auch dadurch, daß wir alles Gute, Schöne, Glückliche an uns erst auf mühsamen Umwegen und durch allerlei unsinniges Gestrüpp erreichen. Auf den leichten Füßen der Göttlichkeit ergehen wir sündhaft weniges.

Die Selbstachtung ist kein Orden, den man in Schachtel und Schublade verwahren und bei jeder schicklichen Gelegenheit in untadligem Glanze wieder anlegen kann, sondern eine gewuchtige Rüstung, die getragen werden und beständig in Arbeit und Gebrauch sein muß.

Wie mancher hat erst die hohe Meinung von sich abzulegen, um sich, nach einem schmerzhaften Intermezzo der Selbstverachtung, wahrhaft achten zu lernen.

Ehrgeiz — kann das nicht eine Form sich eingestandener eigener Wertlosigkeit sein? Selbstgefühl und Tatenlust ohne Ehrgeiz, Sattheit in sich — welch eine große Sache!

Das Höchste, das du einmal von dir gedacht, ist die Höhe, zu der du immer wieder hinan mußt.

Gutsein ist eigentlich das Wenigste, was wir von uns verlangen können. Es ist nur eine Verfassung, eine Grundstimmung zu dem Leben, das wir durch Guttun zu errichten hätten. Wenn ich nur gut bin, können mich noch die Läuse fressen. Geschehen wird nichts. Handeln bestimmt unsern Charakter und unsern Wert.

Geh du vernunftwärts, mich laß triebwärts gehen!

Merke: die Frage nach dem Zweck ist die Frage nach dem Ende des Unendlichen!

*

Nicht die Vernunft — der Verstand ist der Feind der Unschuld an den Dingen.

Das ist Geschmacksache, meinst du? Aber Geschmack ist — Vernunftsache.

Der gesunde Naturverstand (Weltverstand) ist das höhere Stockwerk des gesunden Menschenverstandes.

———

Auch die Schwachsichtigkeit, sieht sie durch Mikroskop und Tubus, nennt sich Wissenschaft.

———

Wie vieles erklären wir für Unsinn, wovon und wofür nur uns der Sinn abgeht!

———

Es gibt genug Leute, die bezweifeln, daß Cajus ein Mensch sei und sterben müsse; wenigstens tun sie, wie aus allen Himmeln gefallen, wenn er stirbt.

———

Die Bildung der kleinsten neuen Gehirnwindung und Fältelung wird unter großen Wehen und Gefahren für die Wöchnerin erfolgen.

———

Unter den Herdentieren, die der Einzige verachtet, waren auch seine Eltern. Das dürfte zu denken geben.

———

Man kann sagen: durch die vegetative Fortpflanzung vermehrt sich eine Art, durch die geschlechtliche aber bildet sie sich zugleich um und entwickelt sich fort.

———

Ich glaube, die Menschen haben noch nicht gemerkt, daß besser auch ein Komparativ von schlecht sein kann. Gut duldet keinen, denn wenn etwas besser ist als das andere, so ist dies nicht gut, sondern schlechter. Ebenso braucht das Beste noch lange nicht gut zu sein. Gut ist eigentlich Positiv und Superlativ in einem. Etwas Gutes besser machen wollen, ist also ein Unding.

Einem Philosophen. Als er seinen Wolkenkratzer bald unter Dach hatte, wankte er in seinen Fundamenten.

Ähnlich wie die kleinen Männer große schöne Weiber lieben und sich nicht schämen, sogar solche zu haben, so haben die schwächsten Naturen die stärksten Philosophien.

Schopenhauer und Nietzsche — natürliche Phasen der Menschheit, daher ihre Macht.

Dies ist die Arbeit des Pessimismus: er pulverisiert einen herrlichen Kristall und beweist aus der Wertlosigkeit der Stäubchen den Unwert des Ganzen. Er steht vor einer zertrümmerten Uhr, mancher sogar dummdreist vor einem Haufen Rädchen, Schräubchen, Plättchen usw., die der Zusammensetzung durch Meisterhand harren, und wimmert oder höhnt: und das will eine Uhr sein! — Nein, du Narr, du Simulant! Das eine war eine, und das andre wird eine.

Es hat sich mancher von Schopenhauer oder Tolstoi oder gleichen Geistern nicht verführen lassen — aber er hat auch von ihnen nichts gelernt. Die furchtbaren Gesichte, die jene geblendet, haben ihm nichts gezeigt.

Weininger sah mit den dämonisch gesteigerten Kräften eines Jünglingsauges, und was er sah, mit absoluter Richtigkeit. Aber diese absolute Richtigkeit ist nicht die absolute: es fehlt ihr die Relation! Die Relation zum Manne und die Relation zum Weibe. Sie ist nur die absolute Richtigkeit der Überjünglingssicht, der Jünglingsübersicht.

Die Unvernunft des Weltvorgangs ist höher als unsere Vernunft, umfaßt sie; die beste Arbeit unserer Vernunft ist die Dienstbarmachung kleiner Stücke der großen Unvernunft zu Zwecken des kleinen Lebens, das wir dem großen Zufall abgewinnen.

Alles Wissen zersetzt die Welt; aber seine Summe, die Weisheit, setzt sie wieder zusammen. Die Wahrheitsprobe aller Philosophie wird die Wiederübereinstimmung mit dem Uranfänglichen sein.

Aus Platons Apologie sah ich so recht klar, daß der so viel gelästerte moderne Mensch doch gewaltig über den Griechen hinausgewachsen ist; er hat einen ganz andern Tastsinn für die Wahrheit; vor allem pfeift er auf alle Dialektik. Sophistik galt den Griechen für etwas Feines, wir legen einen starken Tadel hinein.

Mag die Beschränkung des Analogieschlusses auch logisch Richtigkeit haben, so bedeutet ihre Anwendung in der Praxis nur zu oft, dem aufdämmernden Verständnis gewaltsam einen Riegel vorschieben, statt es erwartungsvoll zu begrüßen und zu prüfen, was es bringt.

Die Majoritäts- wie die Durchschnittsrechnung liefert zu leicht falsche Ergebnisse. Die Norm darf nicht nach dem Gewöhnlichen (also nach der Majorität) gerechnet werden, sondern nach dem Typus. Als solcher muß aber die Erscheinung in ihrem höchsten Ausdruck gelten, wo sie selbstverständlich immer als Minorität dasteht. Aus diesem Gedankengang müßte sich auch der Amielsche Satz ergeben: die höhere Natur des Menschen ist seine eigentliche.

*

Aus heiligen Quellen schöpft man schweigend. Nur dem lautlos und ergriffen sich Neigenden heiligen sie sich; dem lauten Gackler sind sie nur Wasser.

Musik etwas Anorganisches: der Mensch legt Seele hinein und hört heraus.

Die Komödie, das Lustspiel, der Humor überhaupt entsteht auch als Ergebnis eines Kampfes —: wenn und wem das Leid der Welt nicht schwerer wiegt als ihre Lust.

Zwei Arten von Kunst: in der einen wirft der Künstler etwas an das Publikum hin, in der andern das Publikum an sein Werk.

Urteil kommt zuweg durch Stillstand der Kritik.

Man merkt leider immer zu spät, daß die Menschen nicht belehrt, sondern unterhalten sein wollen.

Die Kunst ist das Aushilfsmittel des Genies, das nicht zu dem Leben zu dringen versteht, indem es sich natürlich entladen könnte. Sie verrät den Kindeszustand einer Menschheit, sie spielt mit dem Leben, wie das Mädchen mit der Puppe, innig und vertraut, in reifster antizipierter Mütterlichkeit, bis es an eine andere Wiege tritt, als Weib.

Die Natur neigt zum Tode, die Kunst kaum zum Leben.

Der Mensch macht seine Gaben zu Künsten; das Tier behält sie als Eigenschaften.

Die Phantasie ist ein Schmetterling; hält man ihn gewaltsam fest, so zerstäubt sein Schmelz und seine Flügel zerbrechen; in der Freiheit fliegt er einem zutraulich von selbst auf die Hand. Aber ruhig halten — wie eine Blüte — und Honig schwitzen — womöglich.

Entzückung schwebt auf einer Zehenspitze.

Der Lorbeer, Freund, der um die Schläfe grünt, hat einen starken Duft.

VI.

Moral. — Wahrheit. Lüge. — Besitz. Geben und Nehmen. — Vaterland. Herrscher und Beherrschte.

Der Pfaffe in jedem Menschen — der vom andern all das fordert, was er selbst nicht leistet.

Duldung ist nicht genug, sondern zu wenig oder zu viel: entweder haben wir zu unterdrücken oder zu pflegen. Dulden ist eine Auskunft des Unentschiedenen, Feigen und Schwachen.

Duldung? Duldung! Was verlangt denn Duldung? Was über Besseres herrschen, Neues töten will.

Wer schimpft, hat Unrecht — mindestens im Ton.

Wer sich hinreißen läßt, verliert an Standpunkt und gibt noch Würde ab. Beides immer an einen Unwürdigen. Der feine Geist reizt nie so, daß er aufregt.

Alle Menschen begehen Torheiten und Schlechtigkeiten; aber sie scheiden sich in zwei Gruppen: die eine empfindet darüber Groll gegen sich, die andere gegen den, der es bemerkt.

Von zwei Narren hält der größere den kleineren für den größeren.

Wo die Narrheit Norm, ist die Vernunft Verrücktheit.

Manche eurer Mühen wird euch ebenso unerfindlich-unverständliche Quälerei sein, als einem Pferde das Pflügen des Ackers, auf dem sein Haber gebaut wird.

Dem spazierengehenden Auge ist's ein Hügel, dem Ochsen, der eine Fuhre Mist hinaufzuziehen hat, ein Berg.

Der Sporn gibt dem Rößlein keine Kraft, und der Haber treibt es nicht in die Schlacht.

Für alle Fehler, die der Fuhrmann macht, kriegt der Ochse die Prügel.

Wir gestehen lieber Laster ein als — Läuse.

Es ist rührend, wie unsere kleinen Laster die Nachbarn anheimeln.

Viele verlangen, daß *wir* um Entschuldigung bitten, wenn sie uns auf den Fuß treten, und empfinden es als ein erlittenes Unrecht, wenn sie uns ein Bein stellen und wir nicht drüber fallen.

Es ist sehr leicht, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, das man mit andern treibt.

Gut auseinandersetzen hilft zum guten Zusammensitzen.

Keine Rache ist auch eine, und eine Rache ist manchmal barmherziger als keine. Jedenfalls, wer ohne Rache über den Beleidiger zu triumphieren weiß, ist ein fürchterlicher Sieger.

Wie du deine Knechte, ja überhaupt die Welt, das Leben behandeltest, wenn du ihr Herr wärst, darin liegt etwas Bestimmendes dafür, wie du von ihnen behandelt wirst.

In tausend Sklaven stecken 999 Sklavenhalter!

Zwei Geschlechter des Menschen. Das eine fragt, immer und überall: ‚Nix zu handeln? nix zu handeln?' Das andere späht, immer und überall: ‚Nichts zu bauen? nichts zu bauen?'

Unterscheidung: Handwerker — Kopfwerker — Bauchwerker.

Was heißt Moral anders als: sich in einer Welt, in der man nicht allein ist, mit andern einzurichten wissen, die wir schließlich eben so sehr brauchen, als sie uns im Wege stehen.

Wie der Tod keinen Augenblick ohne das Leben, so kann auch umgekehrt nicht eine Erbsünde ohne eine gleichzeitig eben in ihr mitgeteilte, fortgepflanzte Erbtugend gedacht werden: damit ist jene aber in ähnlicher Bewegung aufgehoben, wie der Tod durch das Leben.

Moral — ein Wahn, ohne den aber zwei Menschen keine drei Schritte zusammenhalten.

Wie die Menschheit im allgemeinen den Alkohol der Stärke und dem Zucker vorzieht, so will sie auch geistig lieber erregt, berauscht und betäubt werden, als genährt.

Es gibt überall genug Kinder und Simpel, die schlechten Kuchen gutem Brot vorziehen, weil es Kuchen ist, aber auch da und dort Narren der Konsequenz und Protzen der Entsagung, die es umgekehrt machen: sie verschmähen guten Kuchen und greifen zu schlechtem Brot — auch weil jenes Kuchen ist.

Keiner will gesund leben, keiner gut sein — jener nur durch ein Wunder kuriert, dieser entsündigt werden.

Gesunde Menschen reden nicht von der Gesundheit und spüren keine Zugluft — außer als angenehme Kühlung. Ebenso reden moralische Leute nie von der Moral und wittern nicht überall Gefahr für sie. Anders kranke Menschen und faule Zeiten — sie gehen überhaupt nur mit ängstlich hochgeschlagenem Rockkragen. Sie sind empfindlich und wissen warum.

*

Hier ist ein Mann, der nicht lügen kann, und ein Weib, das nicht belogen sein will — sie werden eine Welt einreißen und eine schönere erbauen.

Am feinsten lügt das Plausible.

Es zieht die Lüge nach unten, wie die Wahrheit nach oben reißt mit tausend Schwingen, die ihr wachsen.

—

Ich lügen? sagte der Kunstlügner; ich gebe den Wahrheiten nur die Form und ordne ihr Erscheinen.

—

Eine halbe Wahrheit ist schlimmer als Sand in die Augen: sie tut nicht weh.

—

Wer fein das Maul hält, braucht nicht en détail zu lügen.

—

Es gibt eine Lüge, die der strengste Moralist nicht schlecht heißen dürfte. Soviel man sich aber über die Notlüge streitet und Fälle sucht, wo man diese zulassen müßte, den rechten Namen jener andern hat wohl noch niemand ausgesprochen: es ist die — Lustlüge!

—

Von einem großen Mann — ich fürchte, es war Epameinondas oder Washington — sagt man, daß er nicht einmal im Scherze log. Ich ehre ihn darum nicht höher, sondern muß ihm Trockenheit und Steifheit seiner Moral vorwerfen. Nirgends dürften die Grazien segensreicher Gevatter stehen, als in der Moral. Aber gibt es nicht Moralen, wo sie geradezu verrufen sind und als Töchter Satans gelten?

—

Man kann aus Dummheit gescheit, aus Feigheit mutig sein, im vollsten Recht unrecht tun und aus Niederträchtigkeit edel handeln — man kann sogar die Wahrheit lügen!

*

Was du hast, hat auch dich, — was du willst, fängt an zu befehlen.

Fleiß und Bedürfnislosigkeit sind Vater und Mutter der Freiheit. Dabei darf der Vater ein fauler Lümmel sein, wenn nur die Mutter fleißig ist.

Nicht Bildung macht frei und nicht die Arbeit: wir sehen die Sklavenhorden und Herden in beiden Bezirken. Wohl aber kann man sagen: den Gebildeten könnte die Arbeit, den Arbeiter die Bildung frei machen.

Geld ist Fleiß und Schweiß, Wut und Blut — es ist eben so heilig wie schrecklich. Darum durchfließt es auch mit gewaltiger Kraft die Adern des Gesunden, aber verderbend die des Faulen.

Wohl umschränken uns die Verhältnisse mit Quadermauern; aber sieh erst zu, ob sie nicht auf Pappe gemalt sind, wie es den Kulissen eines beweglichen Theaters natürlich ist.

Dieser Mensch, hat er nicht eine Greifhand? Es geht ihm aber damit wie dem Affen, der weder die volle Hand aus der Flasche ziehen, noch die erfaßte Beute fahren lassen kann. In hilfloser Wut steht er da, frei und doch gefangen.

Gewiß, der Reiche hat auch Sorgen wie der Arme; aber wenn ich wählen sollte, griffe ich doch nach denen des Reichen. Der Reiche hat nämlich die reiche Möglichkeit, sich sorgenlos zu machen; und wenn wir es ihn so wenig tun sehen, so liegt wahrlich die Schuld an seiner Armseligkeit, die es ihm unmöglich macht, eine Million mit Anstand zu tragen. Er hat seinen Schatz wie ein Dieb oder Bettler.

Was ihr greift, greift fest — mit leichter Hand, willig zum Loslassen in der Stunde des Abschieds.

Nicht bitten; es entwürdigt. Schenke und laß dir schenken; es wird ein seliges Nehmen sein.

Das Säen will eine offene Hand.

Wohltaten: Tropfen auf den heißen Stein — aber lassen wir sie tropfen.

Wir können einander deshalb so häufig mit dem besten Willen nicht helfen, weil es uns am guten fehlt.

Es müssen schon sehr redliche, köstlich einfältige und herrlich gute Leute sein, wenn die Mühe, die sie sich geben, uns tätlich zu danken, nicht die Freude an uns verringern soll.

Die bequemste Art, sich einer nichtgefühlten Dankverpflichtung zu entledigen, ist die gewürzte Überschwenglichkeit. Man überläßt damit dem andern, lächelnd das Übermaß abzuziehen, im Gefühl der Sicherheit, daß er im Kopfrechnen nicht so stark ist, um die Null herauszubekommen.

Es gibt in der Welt mehr Bienenväter, Katzenmütter und Hühnergeneräle, als Menschenväter, Menschenmütter und Menschengeneräle.

Eine merkwürdige Parallele zwischen Affe und Mensch fand ich im Brehm: Die Affen sind sehr mitleidiger Natur und äußern diese nicht nur ihren eigenen Kranken und Sterbenden gegenüber, sondern auch sehr rührend andern Tieren. Sie hätscheln, liebkosen und trösten sie bis zum letzten Atemzug und gebärden sich untröstlich, aber — sie geben ihnen nichts zu essen! In ihren Armen lassen sie sie verhungern.

*

Damit Kinderland werde, muß Vaterland sein.

Wie? Der Gedanke Vaterland sollte uns einengen und der höheren Weltbürgerschaft in der großen res intima humana entziehen? — Aber engt mich meine Haut ein, oder mein Wams, oder mein Haus, oder mein Dorf, und hindert mich am Entfalten meines Deutschtums? So wird auch wohl dieses mich nicht hindern können, der beste Bürger der Welt zu sein.

In Deutschland ist man charakterlos, wenn man von den Ereignissen lernt und sich nach ihnen wandelt.

Ich will nicht sagen, das und das Volk gehört totgeschlagen; ich weiß aber eins, das lebendig geschlagen werden muß — das deutsche.

Der Deutsche hatte noch nie einen guten Freund unter den Völkern; nun aber läuft er sogar Gefahr, auch seinen besten Feind zu verlieren, den Franzosen. Dieser läßt sich von seiner Musik durchweichen und trinkt schon sein Bier; wenn er es erst saufen gelernt hat, ist er für uns verloren.

Wenn Winkelried ein paar Speere weniger erwischt hätte, als zum Brechen der Gasse nötig waren, er hätte sicher seine Kritiker gefunden, — wenigstens in Deutschland.

Man spottet über den Eifer der Deutschen, ihren toten Größen Denkmäler zu setzen; aber man übersieht, daß der Kultus des Gewesenen das giftigste Mittel ist, das Zeitgenössische zu bedrücken. Liegt auch nicht Methode darin, so doch ein tüchtiger Instinkt.

Wenn der Papst der unanständige Gott oder Götze der Welt ist oder sein will, so wäre es eine Aufgabe für den Deutschen, den Kaiser voran, ihr anständiger Teufel zu werden.

Aut Caesar aut nihil — danach hätte Cäsar Borgia doch seinen Willen erreicht. Ein stolzeres Wort für den letzten Hauch eines entgleisten Cäsaren ist nicht denkbar.

Die Völker schauen in sehnsüchtiger Spannung vorwärts; ihre Fürsten — von den Priestern zu schweigen! — in krampfhafter Angst nach hinten. ‚Traditionen aufrecht erhalten!‘ dies ist ihr Trost, daran klammert sich ihr Stolz. Aber — Traditionen schaffen! Wo ist der Stolz, dieser Mut?

Eine Verfassung ist wie ein Hufeisen, es muß nach sechs, acht Wochen wieder herunter, ersetzt oder neu aufgeschlagen werden; der lebende Huf überwächst es.

Alle Kultur wird einem gefährlich: dem Ungeziefer. Wir Modernen haben keine Ahnung mehr davon, was die Laus dem Mittelalter bedeutete. Die Romantik entsteht nur durch räumliche, zeitliche und — gründliche Entfernung des Beschauers von der Sache.

Mit jüdischem Geld und Blut läßt sich der abgewirtete Adel — Unadel! — infiltrieren; gegen den neuen Geist verschnürt er sich.

Historische Anrechte sind gewöhnlich historische Unrechte.

Mit den Orden ist es eine drollige Sache: die niedersten Auszeichnungen müssen am längsten und herbsten erdient werden; die höheren erfordern noch ziemlich viel sichtbare Eigenarbeit; die hohen rücken dann wie im Altersavancement von selber nach; die höchsten fallen in der Umgebung der Fürsten wie Redensarten, und die allerhöchsten — kriegt man schon in die Wiege gelegt.

In unserer Gesellschaftsordnung oder besser -unordnung bezahlt noch das Gute, Tüchtige, zu dem ich auch noch die reine Arbeit rechne, kurz das Gesunde, Höherkommende und -wollende, die Unkosten und Verluste des Lebens; ich denke eine Zukunft und sehe sie, wo man das Schlechte und Kranke, nicht mehr Höherkommende und -wollende, es bezahlen läßt. Dann: Heil dem Menschen!

Gedankengänge
Charakteristiken
Glossen

I.

Mein Leben glich bis heute einer Schachpartie, die ich mit einem plumpen Gegner spielte. Keinen Zug konnte ich tun, ohne daß er mir wegnahm, was er nehmen konnte — ohne eigenen Plan und ohne einen solchen bei mir zu erkennen. Und mir, dem es nicht auf das Gewinnen, sondern auf den schwermütigen Reiz des feinen Spiels ankam, war es nicht möglich, auf seine Spielart einzugehen; ich ließ ihm seine Figuren, und nahm sie im selben Grade weniger, als ich sie bequem schlagen konnte. Er aber hüpfte raublustig in meinem Spiel umher, auf meine Art bauend, und sie für unbegreifliche Dummheit haltend. So konnte ich keine Partie gewinnen, und zornig stieß ich mehr als einmal das Brett um.

—

Einst, wenn sich jemand empfindlich, aber unabsichtlich gegen mich vergangen hatte, gewöhnte ich mir an, seine

Gründe als für ihn und seine Tat maßgebend zu betrachten und nur zu sagen: er tut so! Und ich zürnte ihm so wenig wie der Tischkante, an der ich mich stieß.

Später, als ich darin eine genügende Sicherheit hatte, die mich vor unzähligem Ärger bewahrte und meine Seelenkräfte schonte, gewöhnte ich mir an, wenn sich jemand absichtlich oder doch bewußt gegen mich verging, sofort zu denken: er ist so! Also kann er nicht anders und ist genug durch die Freudlosigkeit seines Wesens und damit gestraft, daß ich ihn nicht lieben kann. Ich lernte noch mehr verzeihen und betrachtete es als die breiteste Grundlage meiner Seelenruhe.

Noch später aber, und es ist noch nicht lange her, lernte ich das Dritte und Schwerste: zu mir selbst zu sagen: ich bin so! — Nur daß ich mich hier mit dem bloßen Verzeihen nicht zufrieden gebe, sondern der heiße Wunsch aufquillt, anders und besser zu werden und mir nicht mehr zu verzeihen zu brauchen.

Ich halte dafür, daß es der größten Fehler einer ist, den wir Menschen begehen, daß wir wohl die Vorzüge eines sogenannten geliebten Menschen eifrig einheimsen, seine unlieben Eigenheiten und Leidenschaften

aber unwillig behandeln, so notwendige Ergänzungen und Erholungen von jenen sie auch sein mögen; wo wir doch an uns selbst reichlich Gelegenheit hätten, die Gemischtheit unserer Naturen zu erkennen. — Wir können gar nicht genug des Bösen am andern mit gutheißender Geduld ertragen, und erst durch das Maß, das wir in dieser göttlichen Seelenarbeit aufbringen — göttlich nenn ich sie, denn wieviel duldet Gott an uns! — bewähren wir unsere sonst nur vorgegebene Liebe.

Von der Grundlage eines notdürftig erhellten Persönlichkeitsgefühls aus lernen wir langsam und mangelhaft die Welt und die Menschen um uns kennen; sind wir, soweit es möglich ist, damit fertig, so wenden wir uns von der mangelhaft erkannten Welt wieder uns zu und lernen nun auf etwas breiterer Grundlage uns selbst besser kennen. Nun aber werden wir mit einer hellen brennenden Ampel noch einmal in unsere Welt hineinleuchten, und vieles wird uns anders und noch mehr neu vorkommen; ja, wenn die jugendliche Elastik des Geistes auch dann noch anhält, wird es uns selbst noch einmal am stärksten ändern. In einem ganz schönen Menschenleben dürfte die Grenze dieser Jugendlichkeit nicht zu fern dem Grabe gezogen sein.

—

Ich weiß, man sollte keinen fehlerhaften oder unschönen Baum pflanzen, aus zwanzig Gründen nicht, die ich alle sehr gut kenne. Gleichwohl stehen alle schlechten Bäume, die ich doch setzte, aus guten Gründen; vorab aus guten Gründen gegenüber den tadellosen Bäumen, die in den Gärten meiner Kritiker auch nicht stehen. Mancher entschuldigt sich mit dem Mangel eines Gartens, in dem er nur gute Bäume haben würde. Dem Manne könnte ein böser Streich gespielt werden durch Schenkung eines Gartens.

Wenn irgend etwas überhaupt gegen Krankheit, gegen Schwachsein geltend gemacht werden kann, so ist es, daß in ihm der eigentliche Heilinstinkt, der Wehr- und Waffeninstinkt im Menschen mürbe gemacht wird. Man weiß von nichts loszukommen, man weiß mit nichts fertig zu werden, man weiß nichts zurückzustoßen — alles verletzt, Mensch und Dinge kommen zudringlich nahe, die Erlebnisse treffen zu tief, die Erinnerung ist eine eiternde Wunde, Krankheit ist selbst eine Art Ressentiment.

Eine förmliche Atmosphäre hat der Lebenswille, die Lebensnot und die Lebenskunst des Menschen um die Erde gebreitet, dicht, schwül, schwer, undurchdringlich, einem Metalle in Geistform vergleichbar; aber es läßt sich in ihr atmen und — besonders über ihr — jauchzen. Sie menschelt so, die Erde, daß ich wahrhaftig kein andres Vieh mehr sein möchte. Bei Gott, schrecklich müssen wir doch — unser Ungeziefer ungerechnet — jedem andern Wesen vorkommen. Dies denke ich manchmal in der unangenehmsten Form, wenn ich, die Peitsche in der Hand, vor ein paar Ochsen herschreite und sie anhuohen muß und ihr stierer Blick mich trifft.

Der Bauer verwächst mit seiner Scholle. — So beweglich die Füße des Menschen sind, und wie geschaffen, um hurtig über die ganze Erde zu laufen, laß dich nicht täuschen: wo er wirklich Halt macht, schlägt er Wurzel, und irgendwo will er es tun. Ja, seine Beweglichkeit dient ihm nur dazu, nach einem Wurzelgrund zu laufen. Ganz unstät ist nur der Kranke, der nirgends mehr leben kann und noch nirgends sterben will; seine Wurzelkraft ist dahin. Wer aber einmal

festgewurzelt ist — fest wurzelt aber nur der Bauer, weil er den Boden überspinnt — verwächst nicht nur mit dem Standort, sondern seine Seele nimmt auch Eigenschaften an, die wir sonst nur den Pflanzen zuerkennen: er lernt Geduld haben, am Platz verharren, jeder Not trotzen, ja die Wurzeln nur um so tiefer treiben, je bedrohter sein Standort ist.

*

Das Endergebnis aller Erkenntnisarbeit des Mannes wird sein — was ein gesundes Weib von Anfang an empfunden hat. Aber trotzdem schadet auch ihr die Durchleuchtung ihrer Empfindungswelt durch das Gehirn nicht, sondern macht sie um so schöner. Sie empfindet nun im Lichte und fühlt in Farben, wie vorher im Dunkel; so als Mensch, wie zuvor als Tier.

Die Erkenntnis baut der Empfindung — oder sagen wir: der Mann baut dem Weibe die Welt schöner auf, als es in bloßer, blinder Empfindung vermöchte; ja man muß sagen: was nur empfindet, empfindet auch nicht. Das eine weckt das andere. Daher hat auch der bloß erkennende Mann, der das Erkannte nicht in echte Empfindung bringt, so wenig von der nur erkannten Welt, als das Weib von der nur empfundenen. Sie

sind sich beide zum Weltgenuß so nötig wie zur Weiterschöpfung des Menschen. „Kindlein, liebet einander!"

Es gibt zwischen Mann und Frau eine Berührung, die alle Formen der schönsten Bewegung, in denen Liebende den Sturm ihrer Gefühle auszudrücken wissen, und alle deren Wonnen in sich schließt: es ist die Nichtberührung. Reglos halten sie vor einander, die Augen glänzen wohl, aber sie fordern nichts und geben nicht zuviel, das Gespräch ist belebt und geht gern über hohe und ferne, tiefe und starke Dinge — und nichts verrät das Brausen der Seele und den entzückten Tanz um sich. Wie schal ist dementgegen jedes Kosen.

Was einem Mädchen unter hundert Kurmachern der Mann bedeutet, der Ernst macht! Wahrhaftig, es ist schwer für einen Mann, es von sich aus zu empfinden. Denn von ihm aus ist in den meisten Fällen das Mädchen, mit dem er Ernst macht, ein Abschluß, die letzte einer mehr oder weniger langen, gemischten und

ungemischten Reihe; er aber ihr — ein oder der Anfang. Das nach Erfüllung zu dürsten beginnende Weib ist furchtbar daran: es darf sich nicht bedingungslos dem Manne hingeben, der nach ihr verlangt, so mächtig er sie auch bewege und errege. Wer wägt also das Maß der Selbstbeherrschung und sichtet die verwirrenden Gefühle eines reifen Mädchens im Kreise anscheinender Liebhaber? Wieviel Wiegen zertrümmert sie, wieviel Träume trägt sie zu Grabe? Und fällt sie — — fallen! Himmel, noch ist kein Weib gefallen, das der Mann hielt, der es fällte! An allem Frauenelend ist der Mann schuld, und an seinem — das ihre.

Es ist an keine Erhebung der gegenwärtigen Menschheit auf eine höhere Kulturstufe zu denken, ohne daß das Muttertum heilig gesprochen und ein Recht zu ihm geschaffen wird, als dessen Hüter der Staat, als der große Vater, sich ebenso ritterlich aufwirft, als er es bis heute zu lächerlichen Gunsten der liederlichen, treulosen Mannskerle nicht tut. Von dem Augenblick an, der dem Weibe die Gattenwahl und die schöne Sicherung seines Muttertums gewährt, wird eine neue Äone des Menschentums beginnen, verglichen mit der wahnwitzigen Barbarei, in der wir leben, und deren wir, wenn die Zeichen nicht trügen, anfangen, satt zu sein. Und in welch anderm Gleichmaß der Schritte wird es vorwärts und aufwärts gehen können, wenn

die eine Hälfte des Menschen nicht mehr fallen wird, sondern — wählen kann! Wohl dann und auch wehe! wehe und wohl dem Manne!

Übrigens soll damit der Menschenzukunft kein himmelblaues Prognostikon gestellt werden. Die Signatur der Welt und des Lebens bleibt nach wie vor: ein unendlicher Plan offen für jede Lebensmöglichkeit und eine ewige, in allen letzten Entscheidungen erbarmungslose Schlacht um die Lebenswirklichkeit.

Dieser Kriegszustand wird immer herrschen, auch zwischen Mann und Weib, und um Mann und Weib. Aber wir wollen ihn in schöneren Formen haben, ohne Brutalitäten und Feigheiten, vielleicht auch ohne Masken.

Wenn das Leben, um über sich hinauszuführen, erst in sich fortzuschreiten hat, so zeigt ein Blick, daß es das auf zwei Füßen tut, die, wenn der Schritt flott und schön sein soll, ebengängig sein müssen: in Mann und Weib erhebt sich der Mensch — doch bis heute ist es nur ein Gehinke. Es fehlt zu furchtbar das Glück, und die Ehre, und die Gesundheit an und vor und für einander. Das eine schmachtet nach Leben, und am Munde des andern ‚birgt sich Ekel‘; Gram, Scham,

Ekel; und aus guten, entsetzlich guten Gründen. Unsere Tugend ist keine Tugend — ein freudloses Lechzen; unsere Freude ist keine Freude — ein schamloses oder schmachbewußtes Behagen an Schaum und Hefe des Lebenskelches, ohne zu dem unsäglichen Glück des heißen, starken, tiefen Trankes zu gelangen, der uns mit Welt und Gott eins macht und auf die Höhe des Lebensgefühles führt, wo Scham und Reue als Wölkchen tief unter uns schwimmen.

Es ist nicht der Zölibat — so furchtbar er wider die Natur ist; aber wider die Natur ist noch nicht gegen die Natur, sondern könnte ein Erhebungsmittel für sie sein, wie eine Widerstrebe ein solches für einen Hochbau ist — also, es ist nicht der Zölibat, der den Priester elend macht: sondern die geistige Beschränkung und die Kastration des Willens. Heilige Kriege erzeugen und erziehen hunderttausend Enthaltungen; doch es ist ein mächtig belebender, alles erfüllender und ersetzender Gedanke, der sie erträglich und natürlich macht. Aber der Gott, der dem Priester „der Liebe Quell im gequälten Herzen hemmt", schlürft auch, ein hohles, lebenfressendes, unveränderliches Nichts, sein Hirn; denn da

ragt der christliche Gott in der ewig wandelnden Welt, deren Erscheinung an ihm dahinzieht wie ein tausendfarbiger Traum, als ein unveränderliches Gebilde, tot, aber lebensaugend. Und in seinem Dienste siecht der Priester dahin: er kann den Strom des Lebens weder aufhalten, noch mitmachen; so genügt er sich mit der Ohnmacht vergeblichen Hemmens.

Aber das ist nur der Gott der Kirche. Der Gott des Deutschen und des Menschen ist ein anderer. Furchtlosigkeit ist seine erste Signatur; und das erste, das er in dieser königlichen Furchtlosigkeit dem Menschen verleiht, das ist die Freiheit! Jede Laufbahn offen jeder Kraft.

Kein Auge braucht sich zu blenden, kein Gedanke sich auszulöschen, kein Hirn sich zu enthirnen. Da ist jeder Funke heilig, mit dem das steigende Leben sich in die dunkle Welt hineinzündet, gleichviel, was er enthüllt. Und müßte der Mensch einst vor dem entschleierten Bilde erstarren und versinken, nun wohlan, so hätte er es vollbracht. Aber davor keine Furcht; denn

‚Diese kleine Insel
Mit den rings steil abstürzenden Klippen,
Auf der wir träumen,
Ist umflossen von einem tiefen Leben.‘

Jedes finstere Pfaffenauge muß uns sagen: dieser Mensch, wie auch sein Maul eifern mag, liebt den Gott nicht, den er predigt, und wird nicht von ihm geliebt. Er gibt dem Leben nichts, und es quält ihn dafür nur, und rachsüchtig quält er es zurück, indem er die Hölle, die es ihm ist, auch für andere mit lauter Teufeln füllt — wo doch nur er der wahrhaft Glücklose, Leblose, Gottlose ist. Denn Glück, Leben, Gott müssen eins sein, oder sie dürfen sich nicht anders widersprechen, als um sich einzeln und wieder im ganzen höher zu führen, was aber wieder nie ohne Glück, ohne Freude, ohne starkes Leben, ohne ein Brausen von — Gott möglich ist. Wäre er seines Gottes, dem er in bewußtem oder unbewußtem Knirschen dient, so voll, als er es geglaubt haben will, er müßte — schimmern. Und nicht als eine dunkelfahle, bleischwere und bleigiftige Wolke über, nein unter uns dahinwandeln. Er ist ein freudloser, beklommener und klemmsüchtiger Sklave, nicht frei, noch wahr, noch gut. So ist er ohne ‚Tugend'.

*

Erst von einem Zusammenstrome naturwissenschaftlicher und ethischer Studien und Anstrengungen ist ein neues Ärztegeschlecht zu erwarten, das sich von dem

bisherigen ähnlich abhebt, wie der Astronom vom Astrologen, oder der bessere Durchschnitt des heutigen Arztes vom alten, marktschreienden Quacksalber.

Die moderne, so hoch entwickelte und im Grunde durchaus ehrliche Naturwissenschaft läuft eine ähnliche Gefahr wie die früheren Metaphysiken. Sie schaut zu viel und zu sehr in die Nähe, wie diese zu sehr in die Ferne sahen; daher fehlte ihnen der Zusammenhang mit dem Nahen, Gegenwärtigen, Realen, und jener mangelt nun Sicht und Übersicht des Fernen, Ganzen und Ideellen. Die Aufgabe des gesunden Menschenverstandes, im höchsten Sinne des Worts, ist die Vereinigung jener beiden zu einem einzigen, von ihm beherrschten und doch ihn wieder erhebenden Ganzen: es ist die Einheit der Wissenschaft, die Einheit von Gedanke und Tat, von Gott und Welt.

*

Die Majoritäts- wie die Durchschnittsrechnung liefert zu leicht falsche Ergebnisse. Die Norm darf nicht nach dem Gewöhnlichen (also nach der Majorität) ge-

rechnet werden, sondern nach dem Typus. Als solcher muß aber die Erscheinung in ihrem höchsten Ausdruck gelten, wo sie selbstverständlich immer als Minorität dasteht. Aus diesem Gedankengang müßte sich auch der Amielsche Satz ergeben: Die höhere Natur des Menschen ist seine eigentliche.

Unübersehbar liegt die Unendlichkeit des Raumes und die Ewigkeit der Zeit vor unseren Sinnen. Aus nächtigem Dunkel taucht der Anfang und die Vorzeit, in nächtiges Dunkel verliert sich die Zukunft und das Ende. Aber die kurze, uns übersichtliche Strecke dazwischen teilt, mißt und schätzt der Mensch genau nach Maßen, die er selbst geschaffen, aus dem Ungemessenen gerissen hat, nach Metern, Kilometern, Meilen, Erdbahnhalbmessern, Sternweiten; nach Sekunden, Stunden, Tagen, Jahren, Jahrhunderten, Jahrtausenden, Äonen, bis er den Atem verliert und zu messen aufhört, und die Unermeßlichkeit beginnt.

Und genau so unübersehbar wie die Bahn zwischen woher und wohin liegt vor dem Menschen die zwischen warum und wozu. Das selbstgemachte Maß aber, womit er hier die seinen Maulwurfsaugen übersichtliche

Strecke mißt, das ist der Zweck. Bis er den Atem verliert, der Zweck! Er kann nicht anders, er muß messen und den Atem darüber verlieren. Und wie er vor dem Begriff der Unermeßlichkeit und Unendlichkeit stehen bleibt, wenn seine Äonen und Sternweiten ausgegeben und verbraucht sind, so steht er am Ende auch hier vor dem schauerlichen Begriff des Unbezweckten und Zwecklosen, wenn er mit seinen Zwecken und Aberzwecken ausgemessen hat.

Die Welt ist eben für uns unmeßbar und das Leben unfaßbar. Sie zu messen und zu fassen geht der junge Mensch aus, und mit dieser Erkenntnis steigt der greise Denker ins Grab.

Und um sein Grab stehen Toren und fragen: wozu also die ganze Mühe dieses Lebens? Was der Zweck und wo das Ziel? Das tote Gehirn da drunten aber würde antworten: Menschenkinder, wozu die Frage nach Zweck und Ziel? Ich habe meine Arbeit getan und — damit genug! Ich ging aus gen Osten, und kehrte von Abend zurück; ich stieg senkrecht in die Höhe durch die Unendlichkeit und kam lotrecht von unten wieder herauf; ich warf mich in den Strom der Zeit und floß und floß mit ihm, seine Mündung ins Meer zu ergründen, und kam nach einer kleinen Ewigkeit wieder zur Uferstelle geflossen, von der ich hineingesprungen; und scharfsinnig und unerbittlich wahrhaftig klomm ich

am Faden der Logik dem verborgenen Zweck, dem unbekannten Ziel nach, und wie es vor meinen Augen hell wurde, stand ich wieder vor der Türe des Labyrinthes, durch die ich eingetreten war, und konnte des Fadens Ende an den Anfang knüpfen. Von jedem Ding wußte ich den Zweck und von jedem Schritt das Ziel — aber das Ganze war ohne Zweck und ohne Ziel: wenn ich's mit meinen Sinnen und meinem Verstande messen wollte. Laß mich nun von der Wanderung ausschlafen — vielleicht kommt mir's im Traum.

Die tragische Dichtung entspringt dem durch das Problem des Lebens erschütterten Geist und Gemüt. Die Schuld ist nur eine später mißverstandene, und schließlich künstlich hineingemengte Form jenes Problems, nicht sein Wesen, als welches sich eigentlich die Schuldlosigkeit darstellt. Die erschütterndsten Tragödien sind daher noch nicht gedichtet worden, vielleicht da und dort versucht. Der Ödipus nähert sich, als Schicksalstragödie, dem Wesen der Tragik noch am meisten, oder doch sehr weit. Die ‚Schuld' gehört zur Sprache der Tragödie, nicht zu ihrem Wesen; sie macht dieses dem Ursachentier Mensch verständlich.

Wann und wo je ein Erlöser vergißt, daß der Angehauchte und Mitgerissene **nie** so stark von dem neuen Geiste ergriffen und durchdrungen ist, wie er, aus dessen Innern die Feuerbäche quellen — so ist er **wahnsinnig** und zum Kreuze geboren! Dies ist die erste und letzte Wahrheit, eine Erkenntnis, ein Bewußtsein, das jeder Heiße sich im Zusammenhang zu behalten hat, wenn ihm an einem vernünftigen Gange seiner Erscheinung etwas gelegen ist. Seiner einsamen Einzigkeit sich bewußt, von keinem grellen Ziele geblendet, wird er kälter und gemessener seine Bahn ziehen und — gesunder wirken! Und noch eins hat er zu begreifen: daß zum Aufgehen jedes Samenkorns auch — **Zeit** gehört! Und drittens: daß in jedem Keimenden der **Tod** prästabiliert ist. Und viertens: daß das Gepflanzte und Erbaute meist nur der Träger der Frucht ist, an der es zugrunde geht. — Diese Gedanken geben Kühlung, ohne daß ein Schatten fällt.

II.

(Aus einem Reisebericht)

Engadin! — Aber es war nicht das ‚terra fina, Engadina', das mich anlockte, sondern die Macht seines Aufklanges kam von einem Hauch und Schimmer andrer Art, der sich für mich darüber gelegt, herfließend von einer menschlich-übermenschlichen Gestalt, der diese Landschaft eine Art Heimat gewesen!

Dort oben hat der Verlorene, den man erst finden muß — aber auch finden wird — da oben hat er in den tiefsten seiner Wehen seine tiefsten Bücher geboren, der Welt geschenkt, wie man die heiße Schmerzensarbeit der Mütter schön tauft. Diese Wiege seiner Gesänge, dieses Schlachtfeld seiner Verzweiflungen, diese via triumphalis seiner Siege, diesen Tempel seiner Andachten, in dem zuletzt auch die Rache schwieg — dies wollte ich einmal mit eigenem Auge sehen, mit des Gottes voller Brust durchmessen und tief in mich einprägen, wie man es mit einem Heiligtume tut, sei es nun ein Gnadenort oder — das Stübchen der

Geliebten. Ich glaubte förmlich noch von den Bergwänden und aus den Spiegeln der Seen etwas von seinem Blicke in mich saugen zu können, der darauf geruht, und zwischen den hallenden Felsen mußte noch sein Schritt umgehn. Und wie würde ich ihn dann erst verstehn, in tausend bisher undurchdrungenen Heimlichkeiten, die er so nur mir gesagt!

Nietzsches Übermensch, der vielverspottete, er kam nur ein bißchen zu heiß, zu weißglühend aus der rauchenden und hallenden Esse: wenn wir den Verkühlten betrachten, so ist es nichts anderes als in Wirklichkeit das, was wir alle sein, und in Ermanglung davon scheinen wollen: der anständige Mensch, an dem man, und schließlich auch ein Gott, seine Freude haben könnte.

„Wenn Sie sich mit Nietzsche beschäftigen, kennen Sie auch den andern, der die gleichen Gedanken gehabt hat; — es soll ein armer Schullehrer gewesen sein?"

Armer Schullehrer! Was war Nietzsche anders? Und selbst wenn ein Zweiter schon oder gleichzeitig

ähnlich gedacht hat — diese Gedanken liegen ja über der reiferen Menschheit in der Luft — wo bleibt dann aber das gewaltige, reiche, selig-unselige Innenleben dieses Mannes, die Umfänglichkeit, Tiefe, Zartheit und Farbenpracht seiner Seele, als deren eine Blüte sein unbeschreiblich großer Stil dasteht? Jenes Leben, das bald in naiver Selbstfreude, bald schämig versteckt und umschrieben, aus tausend Stellen hervorleuchtet, die keiner erdachte, der es nicht lebte.

Nietzsche ist für mich in einer, in seiner besondern Art der Typus des ewigen, wie des modernen Menschengeistes. Als dieser rastlose Geist, ausgerüstet mit den verhängnisvollen Gaben eines überaus hellen, immer wachen Verstandes, einer unbeirrbaren, durch nichts, auch durch keine Seligkeit käuflichen Redlichkeit vor sich selbst und eines leidenschaftlich fordernden Hungers nach Schönheit, muß er bei seinem Eintritt in die Welt zunächst zerstörend wirken, auf die Welt und sich selbst:

‚Ja, ich weiß, woher ich stamme. . .‘

Aber es sind nicht nur verzehrende Kräfte in ihm tätig, sondern auch bauende, und er kann sich ihnen so wenig entziehen wie jenen; sie schützen ihn davor, in Ekel und Verzweiflung zu enden, und er hebt mit

feurigen Armen das tausendfach verlorene Leben in ein schöneres, höheres, helleres, heißeres Dasein empor — etwas zu hoch und hell und heiß, als daß es dem gewöhnlichen Sterblichen erreichbar und begehrlich schiene.

Sein Hochflug wird ihm selber verhängnisvoll. Und es ist so: Alles, was er geschaut, gesagt und gesungen hat, ist vernünftig, wahr und gut — aber er hat nicht alles geschaut, gesagt und gesungen, was vernünftig, wahr und gut ist, und dadurch wird das Seinige aphoristisch, brüchig, chaotisch. Es bedarf der Ergänzung, Erfüllung. Seiner Höhe bewußt und der Niedrigkeit ansichtig, entfernte er sich mehr und mehr in seine lichten Wolken und verlor den Zusammenhang mit dem Volke, mit seinem Volke, mit dem Weibe, mit seinem Weibe (das er nicht fand) und mit der Erde, seiner Erde, die er doch so sehr liebte, über alle Himmel setzte, alle Himmel in sie setzte.

Er lehrte den Übermenschen, für den der Mensch sein soll, was der Affe für den Menschen: ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham, er lehrte ihn in den feinsten und geheimsten Zügen, aber — er vergaß dem Übermanne das Überweib zu gesellen, und ohne die Erhebung des Weibes wird auch der Mensch sich nicht erheben; er wird nur aus dem Leben herausfallen.

Und er rief den Menschen zu, die er erziehen wollte: ‚Was, Vaterland — Kinderland!‘ aber er

vergaß, daß, damit Kinderland werde, Vaterland sein oder gewesen sein muß. So fiel er aus seinem Volke heraus, dessen Kraft- und Größentrieb er verkannte. Und er, der durch Schopenhauer gegangen war und das principium individuationis, das Gewebe der Vielspältelung der Dinge, durchschaut haben mußte, vereinzelte sich und übersah, daß — gleich wie die Biene kein lebendiges Wesen ist, sondern der ganze Bien, ohne den sie in wenigen Tagen verloren wäre — daß so auch der einzelne Mensch nur eine ephemere Scheinexistenz hat, und sie, selbst in seiner höchsten Vereinzelung (wie er sie als Erbe einer unendlichen Generation erworben hätte), nur durch die tatsächliche, ob auch geleugnete Zusammengehörigkeit, durch die unlösbare Verknüpfung mit der Gesamtheit behauptet; er kann höchstens sie wegwerfen, freiwillig ihr entsterben, aber nicht leben ohne sie.

Freilich, über dem Volke steht die Menschheit, aber man setzt das höhere Stockwerk nicht vor dem niederen. Das Volk, und gar erst das, was wir Menschheit nennen, bildet eine Pyramide von notwendig ungeheurer Basis. Von der Spitze, die nur ein Punkt sein kann, bis zum letzten Quader der Basis bildet sie ein ununterbrochenes, vom Leben durchflutetes Ganzes, in dem das Untere das Obere trägt; und wenn es still in sich hineinfühlt, so wird auch das Oberste, so leicht

es sich macht, spüren, daß es von dem Ganzen getragen wird. Dafür kann aber das Ganze bis tief hinunter in die untersten Schichten beanspruchen, daß es etwas von dem Glück des Obersten zu sich herabströmen fühle. Es will des Hochgefühls teilhaftig werden, zu dem es mit breitem, geduldigem Rücken das Eine emporhebt.

*

(Aus einem Reisebericht)

1.

Ich will dem Österreicher die öffentliche Liebeserklärung machen, daß er für mich der liebenswürdigste deutsche Stamm ist. Von keinem andern habe ich so vielseitige und fast ungeteilt gute Eindrücke genossen, wie von ihm; ich kenne ihn freilich nur aus den Alpenländern und in den produktiven Schichten. Ich habe zugleich so gute Begriffe von ihm, daß ich immer ungläubig den Kopf schüttle, wenn ich Ungünstiges von ihm höre, z. B. Prügeleien und andere Mandeln im Reichsrate, oder wenn ich an seine elenden und ungeschickten Regierungen denke und seine tiefe Verpfaffung. Und es kommt mir immer vor, als ob hier etwas zu Herrlichem Berufenes mit häßlichen, un=

glücklichen Schorfen bedeckt sei, die aber eines Tages, in einem gesunden Bade und unter der neu springenden Fülle des eignen Blutes, sich losschälen und den schönsten Typ des Deutschen in weißer und rosiger Haut zeigen werden. Daher geht mir der Atem ein wenig aufgeregt und es knistert mir etwas gegen die Augen, wenn ich diesen Strand betrete — ‚das Land der Deutschen mit der Seele suchend‘.

2.

Uns hob ein kräftiges, freudiges Gefühl die Brust, daß wir Deutsche seien, einem Staate angehörten, der ungeschützt, noch ungeliebt, viel gehaßt und noch mehr gefürchtet, mitten im Kampfe der Zeit und in deren Vorkampf stehe, von allen Seiten bedroht und gefährdet, und wo die freie Lust nicht zur Triebkraft reicht, so gezwungen, sich zu recken und zu strecken. Einen Gruß seiner Not, seiner heiligen Not! Bei Gott: würde der Himmel, oder überhaupt das Glück einer Existenz verzapft wie Freibier, er steckte schon lange so voll von Gesindel, daß kein anständiger Mensch mehr hineinginge.

Also wohlauf, junges Deutschland! und wenn das Christentum von dir verlangt, deine Feinde zu lieben, so unterstreiche ich dies und sage: Und einen Gruß

der Not überhaupt, der heiligen, dunkeln, schrecklichen Freundin des Menschen.

Ja! Jede deiner Nöte, hab sie lieb — zum Fressen! Die Not, jede Not ist etwas Seltsames: sie nährt sich von uns, und je mehr wir ihr zu fressen geben von uns, desto verheerender weidet sie, die gemästete, ewig hohl bleibende. Packt man sie aber weidlich an, brechen wir sie und kraspeln sie zusammen wie eine Brezel, so blühen wir von ihr. Und Frucht steckt in diesem Bluste.

Alles Steigen besteht in diesem Niederzwingen von Trägheit, im Verlassen der gemächlichen Plattheit, im Untersichschaffen von Tiefe, im Überwinden von Schwere. Im Spiel, wo wir es gewöhnlich tun, ist es eine Lust, die das einfache Bedürfnis nach Erholung vom — Sitzen und Schleichen zu solch ungeheuerlichen Strapazen an Leib und Seele verlockt.

Machen wir nun aber auch aus den höheren Nöten des Lebens eine solche Tugend, die uns vom Sitzen, Liegen, Schleichen auftreibt und hochführt. Denn wenn wir schon leben müssen, so müssen wir diesem Leben — wann und wo sie sich nicht von selbst bietet, und das tut sie nie! — eine Form aufzwingen, in der es sich verlohnt, es auch leben zu wollen. Das gibt natürlich so lange Krieg, bis wir es zur Versöhnung zwischen dem gebracht haben, was wir beanspruchen, und dem, was das Leben uns gewährt.

In diesem Kriege setzt es Haare und Häute. Aber was kümmert sich die Schlange um den Verlust ihrer alten Haut, wenn eine neue unter deren Fetzen schimmert? So ist jede unserer Enttäuschungen nur eine Aufhellung, jede Bescheidung ein Gewinn. Verloren geht nur das Uneigne, und das Unsrige findet sich zusammen.

—

Und gib uns unsere (lebens-)tägliche Not! — Wer die deutschen Stämme gewaltsam einigen wollte, kennt das deutsche Volk nicht; der Fürst aber, der sich dem natürlichen Zusammenzug der Nation, ihrer Stählung und Schmeidigung, durch Setzung eines kraftvollen Überfürsten-Kaisertums widersetzt, ist ein Verbrecher gegen das keimende höhere Leben seines Volkes und gehört vom Throne gerissen.

Es ergibt sich hieraus ein sonderbares Verhältnis zwischen Fürst und Stamm, und ein neues Fürstenideal. Der Stamm — das ist echt und naturdeutsch — darf die Tendenz zur Behauptung seiner Eigenart haben; sein Fürst aber soll der weise Vermittler zwischen diesem Zuge und dem Ganzen sein, und der Führer seiner Herde zur großen Gemeinschaft. So findet er das Recht und das Glück seiner Existenz.

Man kann sagen, daß in diesem Worte die Tätigkeit eines deutschen Fürsten summiert worden ist, der dadurch dem deutschen Volke unvergessen bleiben wird: es ist der erste Paladin des Kaisers, der Großherzog Friedrich von Baden. Ist er auch nicht der größte und reichste deutsche Fürst, so ist er doch der erste.

*

Ein Mensch ist so groß, wie die größte Tat, die ihm gelang. Mag der Berg von seinem Scheitel über Schultern und Flanken noch so jäh abfallen, so hoch jener reicht, so hoch wird er gemessen. Und so bei einem großen Manne: er muß ansteigen aus Tälern, aus Niedrigkeit und Plattheit und sich wieder zu ihr senken; dazwischen aber türmt sich seine Höhe. Auch im größten Leben wird die Gelegenheit, erhaben zu sein, und Erhabenes zu tun, einen verschwindenden Raum einnehmen gegen den breiten Fuß, mit dem er in der Gewöhnlichkeit des Alltags und der Geschäfte steht. Aber die Größe, die er im entscheidenden Momente bewährte, steht ragend da und erscheint erst voll in einiger Entfernung, in Zeit und Raum, wo die Umgebung verschwunden ist.

Bismarck!

Bismarck konnte beten und Champagner trinken, liebte ein Weib und sah seinen Weizen blühn, war ein Preuße und bekümmerte sich nicht um die deutschen Dinge; so wuchs er, einen Riesenwillen auf das Nächste und Mögliche beschränkend.

Beten und Champagnertrinken, die Schwarzrotgoldnen als Narren, die vom 18. März als „Verbrecher" ansehen — das gab Standpunkt! von dem er übrigens mit bewunderungswürdiger Klarheit um sich und vor sich sah. Nein, er brauchte nicht einmal zu sehen: fest stehen genügt; das andre kommt entgegen.

Ich hörte nie ein falscheres Wort über Bismarck, als das irgendeinem ersten Urheber vielfach nachgesprochene: „Wäre er nicht vom Erfolg gekrönt gewesen, so wäre er uns ein Schurke (oder sonst so etwas); er ist nichts als ein vom Glück begünstigter Abenteurer."

Wer das aufgebracht hat, kennt weder Bismarck noch das deutsche Volk. Ich glaube, er wäre uns nur noch ehrwürdiger; bereitwillig würden wir sein großes Wollen anerkennen, und mit frommer Trauer beugten wir uns unter dem Unheil, das er über uns gebracht.

Oder sind uns Sickingen, Hutten, Wendel Hitzler und Genossen, ja selbst Hecker und Struve, Schurken und Abenteurer? Sie haben vor ihm nach dieser Hinsicht den seltsamen Vorzug, daß ihre Unternehmungen scheiterten, sie also keine Enttäuschungen zu erwarten hatten; während sein Unglück war, in den seinigen Glück zu haben, was die Deutschen bisher an ihren großen Männern nicht gewohnt waren.

Man ist ihnen schon nicht mehr groß, wenn man Glück hat; Pech gehört zur Größe, man nennt es aber dann nicht Pech, sondern Tragik. Noch weniger aber rechnen sie zur Größe, wenn ein Mann nur unternimmt, was ihm glücken muß; denn wieviel Blick und Kraft dazu gehört, zumal für einen Großen und Schweren, dem alle Dinge klein und leicht erscheinen, sich nicht zu vergreifen: das lassen sich diese platten Träumer nicht träumen.

Und das waren sie nicht gewohnt, bis dahin nicht, daß da einmal ein Deutscher kommt, in deutschen Dingen, nicht zu früh, nicht zu spät, zur rechten Zeit, am rechten Ort; wohl mit knapp zulänglichen, doch nicht unzulänglichen Mitteln (was sonst auch erbdeutsch ist), nicht mehr angreift, als er bezwingen, nicht mehr besetzt, als er beherrschen kann; den Mund nicht voller nimmt, als seine Faust zu beweisen vermag, und obendrein nicht einmal besser und größer zu erscheinen sich die Mühe

gibt, als er wirklich ist — das ist dem Deutschen so neu, so ungewohnt, so undeutsch, so ungroßmenschlich, so infam vorgekommen, daß alle, in welche dieser neudeutschpreußische Geist nicht mit einfuhr, ihn und sein Werk selbst hassen und verächtlich finden mußten, — wozu noch kommt, daß er dieses Werk nicht weiter gebracht hat, als er nach seinen Mitteln imstande war.

Ich aber finde ihn ehrwürdig in der gesunden Robustheit seines Wesens und setze ihm eine Säule unter den kühnsten und größten Revolutionären, Emporwirkern der Menschheit, die irgendwo zu verehren sind. Er hatte den Mut und die Kraft, in einem Volke voll falscher und fauler Ideale eine Realität aufzurichten, und angesichts einer feindlichen Welt durchzusetzen. Und wenn ihm die Weihe des Pechs — Verzeihung: der Tragik — fehlte, so umblühte doch seine Stirne, und wird seinen Namen immer reicher umblühen: die staunende Bewunderung und Ehrfurcht aller Völker der Erde, und — der Haß alles Kleinen und Schlechten und Ohnmächtigen in seinem Volke und darüber hinaus!

III.

Was ich in diesen Tagen als Randglossen in den Nietzsche schrieb, was ist es anders als ein Notbehelf der Mitteilungslust? Der Einsame hat schließlich noch sich — und die Stimmen verwandter Geister. Ach der Stunden, in denen er sich auch noch verläßt!

Der Vorgang hat ferner große Verwandtschaft mit dem Stehenlassen von ein paar Saug-Ästen über den Veredlungsstellen, bis die Augen und Reiser angewachsen und in eignem Trieb sind; der Saftfluß muß unterhalten und geleitet werden.

(Tagebuch)

Der Fall Wagner

Nietzsche: „Hat man bemerkt, daß die Musik den Geist frei macht? dem Gedanken Flügel gibt? daß man um so mehr Philosoph wird, je mehr man Musiker wird? — Der graue Himmel der Abstraktion wie von Blitzen

durchzuckt; das Licht stark genug für alles Filigran der Dinge; die großen Probleme nahe zum Greifen; die Welt wie von einem Berge aus überblickt."

Gött: Dieser Strahl quillt tief herauf und unter mächtigem Druck. Denn wer es nicht erlebt hat, kann nicht davon sagen. — Bizets Musik und schließlich alle, auch die beste Musik, ist unschuldig an solchen Ausbrüchen. Sie löst nur die vorhandenen Spannkräfte oder kann sie lösen. Die Augen müssen da sein, für das Licht gebaute, um die Dinge überhaupt als Filigran zu sehen; Hände, sanfte Hände, Kinderhände, die nach den großen Problemen greifen; ein schwindelfreier Kopf und ein mutiges Herz, um die Welt von einem Berg aus zu überblicken.

„Das Problem der Erlösung ist selbst ein ehrwürdiges Problem. Wagner hat über nichts so tief wie über die Erlösung nachgedacht: seine Oper ist die Oper der Erlösung."

Ehrwürdige Probleme verspottet man aber nicht. Tut man's doch, so ist's im Grunde ein Spott über sich und die Art, wie einem das Problem selber mitgespielt hat. Dies ist hier der Fall.

„Der Mann ist feige vor allem Ewig-Weiblichen: das wissen die Weiblein."

Betonen wir das Wort Mann und Ewig-Weiblich und setzen wir die Urbedeutung von feig = sterblich, so hebt sich vielleicht der Sinn noch schärfer in seiner schrecklichen Bedeutsamkeit hervor.

„Heiligkeit — das letzte vielleicht, was Volk und Weib von höheren Werten noch zu Gesicht bekommt, der Horizont des Ideals für alles, was von Natur myops ist. Unter Philosophen aber, wie jeder Horizont, ein bloßes Nichtverständnis, eine Art Torschluß vor dem, wo ihre Welt erst beginnt, — ihre Gefahr, ihr Ideal, ihre Wünschbarkeit ... Höflicher gesagt: la philosophie ne suffit pas au grand nombre. Il lui faut la sainteté."

Nicht mit Unrecht, wenn man sainteté nicht ganz landläufig auffaßt, sondern darunter ein wirkliches Leben der vorgetragenen Ideen versteht. Aus dem Nebel des Aberglaubens und dem schwülen Dunst der Schwärmerei, wozu als drittes die Unsauberkeit der Hysterie zu rechnen ist, in die lichte, kühle, planvolle, reinliche Welt des gehobenen Denkens versetzt, wird sainteté etwas wie sanité, etwas, was wirklich ‚lui faut'.

„Der Christ will von sich loskommen. Le moi est toujours haïssable."

Es ist etwas Wahres in diesem schrecklichen Satze, das nicht hinwegzudefinieren, hinwegzuspotten, hinwegzudonnern ist. Mit Sengen und Brennen muß man daran. Dafür sind auch die Stunden, wo man sich liebenswürdig fühlt, Stunden der Seligkeit. Ich finde es auch gar nicht sonderbar, daß der Weg zur Seligkeit durch Höllen führt.

—

Götzen-Dämmerung

„Kritik der Décadence-Moral. — Eine ‚altruistische' Moral, eine Moral, bei der die Selbstsucht verkümmert ... Instinktiv das Sich-schädliche wählen, Gelockt-werden durch ‚uninteressierte' Motive gibt beinahe die Formel ab für décadence."

Eine Sache von sehr labilem Gleichgewicht! Es ist der Fehler dieses Mannes, häufig seine Themen gewaltsam in ‚Attitüden' zu zwingen, die ihnen nicht ganz natürlich sind.

—

„Die Kluft zwischen Mensch und Mensch, Stand und Stand ... Das, was ich Pathos der Distanz nenne, ist jeder starken Zeit eigen ... Alle unsere politischen

Theorien und Staatsverfassungen, das ‚Deutsche Reich' durchaus nicht ausgenommen, sind Folgerungen, Folgenotwendigkeiten des Niedergangs . . ."

Es ist merkwürdig, wie sehr Nietzsche, wenn man uneingeschränkt diesen Sätzen hier trauen müßte, auf die äußere Erscheinung des Aristokratischen hält. Er scheint kein Pathos innerer Distanz anzuerkennen. — Das Deutsche Reich ist durchaus keine Folge des Niedergangs, sondern nur ein elend gelungener Versuch des Aufgangs, wert, noch einmal oder auch einigemal zerschlagen zu werden. (Einigemal? — Vielleicht hundertmal — vielleicht für immer — nur das heilige Feuer für die schön und groß gedachte Sache möge es wahren! ‚Laß ihm den Durst, o Gott, und still ihn nicht zu sehr!')

„Die Arbeiter-Frage. — Will man einen Zweck, muß man auch die Mittel wollen: will man Sklaven, so ist man ein Narr, wenn man sie zu Herrn erzieht."

Was man will, ist Nebensache! was man aber tut? — man erzieht sich seine höheren Widersacher, also die Stufen zum Höhertreten.

„Hier ist die Aussicht frei. — ... vor dem Unwürdigsten sich nicht zu fürchten [kann] Größe der Seele sein. Ein Weib, das liebt, opfert seine Ehre" usw.

Es ist eben manchmal nicht möglich, nicht lieblos zu sein, wenn die Seele sich zu ihrer vollen Größe aufrichtet; manchmal muß sie manches überragen, an die Wand drücken, schmerzen — am schwersten das Nahe.

„Die Schönheit kein Zufall. — Die Griechen bleiben deshalb das erste Kulturereignis der Geschichte — sie wußten, sie taten, was not tat; das Christentum, das den Leib verachtete, war bisher das größte Unglück der Menschheit."

Wenn sie aber von diesem großen Unglück genest, war es dann umsonst? Achtung, wenn auch feindselige, vor den großen Tatsachen! Duldete sie Gott, dulde sie du! Nur bekämpfe sie! Das ist dein Recht, dein heiliges, ihnen gegenüber.

„Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen Zarathustra."

Ich werde ihr etwas anderes Tiefes geben, aber kein Buch — ein Leben.

Der Antichrist

„Man muß der Menschheit überlegen sein durch Kraft, durch Höhe der Seele, — durch Verachtung ..."

und durch ein Jenseits von Verachtung, wo der Regenbogen der Versöhnung seinen leichten Fuß auf den festen Boden setzt.

„Wir sind Hyperboräer ... Diese Toleranz und largeur des Herzens, die alles ‚verzeiht', weil sie alles ‚begreift', ist Scirocco für uns. Lieber im Eise leben, als unter modernen Tugenden und andren Südwinden! ..."

Man begreift, man verzeiht am besten, wenn man selbst — weit davon ist. Von woher kommen dem Hyperboräer diese Südwinde? Oder ist er auch über diese hinaus, in völliger Windstille, Stille böser Winde?

„... der Mensch ist ein Ende ..."

Das ist sein Glaube, aber wer weiß es?

„Fortentwicklung ist schlechterdings nicht mit irgend welcher Notwendigkeit Erhöhung, Steigerung, Verstärkung."

Aber die Möglichkeit ist doch gegeben.

Nietzsche: So sprach ein Weib voll Schüchternheit
Zu mir im Morgenschein:
„Bist schon du selig vor Nüchternheit,
Wie selig wirst du — trunken sein?"

Gött: Da sprach ich in Versunkenheit
Zu ihr im Morgenschein:
Weib! dies ist meine Trunkenheit!
Noch trunkner, seliger? — Nein!

Nietzsche: So sterben,
Wie ich ihn einst sterben sah —,
Den Freund, der Blitze und Blicke
Göttlich in meine dunkle Jugend warf:
— — — — — — — — — — — —
Erzitternd darob, daß er siegte,
Jauchzend darüber, daß er sterbend siegte —:

Befehlend, indem er starb,
— Und er befahl, daß man vernichte . . .

So sterben,
Wie ich ihn einst sterben sah:
Siegend, vernichtend . . .

Gött: Und warum so,
Mein Freund, der Blitze und Blicke
Göttlich in meine dunkle Jugend wirfst,

Warum so sterben, vernichtend?
Warum sei dieser Hauch der letzte seines Mundes?
Ist er nicht trunken vom eignen Tod,
Dem Tod des Siegers?
Wenn ich ihn sterben darf, diesen Tod,
Jauchzend darüber, daß ich sterbend siege,
So will ich befehlen, daß man — errichte!
So will ich — vernichten!

Die Philosophie Friedrich Nietzsches von Henri Lichtenberger

Eingeleitet und übersetzt von Elisabeth Förster-Nietzsche 1899

„Was ich Wagnern nie vergeben habe? Daß er zu den Deutschen kondeszendierte, — daß er reichsdeutsch wurde . . .“ Nietzsche über Wagner (S. XLVII)

Muß das durchaus Kondeszendenz sein, wenn ein Mann zu seinem Stamme hält, bei allem Schmachvollen an dessen Zukunft glaubt, und seine eigene Kraft in zorniger Liebe einsetzt, um ihn auf die Höhe heraufzuarbeiten, auf der er ihn vermißt? Und, frage ich Nietzsche von jenem Standpunkte, stünde es mit Deutschland und den Deutschen besser, wenn sie nicht reichsdeutsch — das Gott erbarm genug! — geworden wären? Hätten sie sich hauen lassen, oder wieder heimzotteln

sollen, ohne einen Meißelsatz und Hammerschlag an sich versucht zu haben? War der Versuch einer Reichsgründung nicht eine Aufwallung nach oben, nach der Zukunft, nach dem Anstande hin? Wozu also dieser Hohn ohne Bitterkeit enttäuschten Stolzes, und der Überlauf zu unsern Verächtern? Ich finde Kondeszendenz zu den Franzosen darin, echte deutsche Kondeszendenz, Schönfärberei der Fremde und — Selbstentwertung. Ich aber sage: man kann sehr deutsch sein, und sehr — Mensch! großer Mensch, wahrer Mensch. An der geistigen und menschlichen Größe und Gesundheit Nietzsches bildet für mich sein Verhältnis zum Vaterlande seines wahren Kinderlandes einen Flecken der Schwäche; der dadurch nicht gut wird, Frau Elisabeth, daß er an Nietzsche sitzt!

Noch eins: warum hat Nietzsche für den ‚Willen zur Macht', wenn er in seinem Volke aufzuckt, diese Verachtung? — Übrigens möge es die tiefe Kluft zwischen ihm und mir — Ihm und mir! — charakterisieren, daß er über den Brand des Louvre weinen konnte, ich aber über die stümperhafte Reichsgründung.

„Was dient dir zur Erholung? — O du Neugieriger, was sprichst du da! Aber gib mir, ich bitte — — Was? Was? sprich es aus! — Eine Maske mehr! Eine zweite Maske!"
Werke VII, 262 (S. 16)

Den Verkleinerern des Mannes: es gibt Dinge, Bilder, Gefühle, Gesichte, die unerfindlich sind; d. h. wenn sie nicht autochthon aus einer großen Natur quellen, der Witz allein, auch nicht der der Trauer, erfindet sie nicht. Für mein Gefühl öffnet sich hier die ungeheure Tiefe und die hohe Kunst dieses Geistes, dieser Natur.

„Nietzsche ward buchstäblich Atheist aus Religion und darum ward er es auch ohne Verzweiflung und moralische Beklemmung." (S. 23)

Ich vermisse hier etwas: eine Unterscheidung zwischen dem Tode des alten, überlieferten Gottes und dem des eignen, den wir auf den Thron gehoben. Wenn Nietzsche schon beim ersten Thronwechsel Gott auf Nimmerwiedererwachen begrub, und zwar ohne Beklemmungen, so fehlt in seinem Leben ein Schmerz, ohne den ich ihn mir nicht denken kann, und die eben vorgetragene Rede des Tollen [W. V, 163] zeugt dafür, daß sein Leben von dem Sturze Gottes nicht unerschüttert blieb. Wie wollte ihm sonst die Größe dieser Menschentat so ungeheuer vorkommen! So ungeheuer, daß er ihr keine andere Kompensation weiß, als die Gottwerdung des Menschen, die in seinem Munde keine zweideutige und leichtfertige Phrase bildet.

„Mag Nietzsche denken oder handeln — denn Handeln und Denken sind für ihn eins —, so denkt und handelt sein ganzes Wesen.“ (S. 32)

Wenn er so ganz und harmonisch war, wie man hier will, wo war dann die Quelle seiner viel und stark betonten Leiden! Glaubt man, der Erkennende litte nur etwa an den Schranken seiner Erkenntnis? Nein, ist er ein lebendiger Mensch, so leidet er an sich, und leiden heißt: sich zwiespältig und unharmonisch, gequält und im Kriege, und in nicht allzuimmer siegreichem, fühlen. — Dies soll nur eine Kritik der Darstellung sein, nicht etwa ein Einwand gegen den Wert der Persönlichkeit.

„Nietzsche kommt zu dem Schlusse, daß es für den Menschen notwendig ist, ‚die Illusion zu wollen‘.“
Werke X, 161 ff. (S. 78)

Ich stelle, gereizt durch diese Forderung, noch den Satz auf: daß es wie ein Jenseits von Gut und Böse auch eines von Wahrheit und Illusion gibt. Der Weg dahin führt — über beide; man muß beide ausgemessen haben.

„Für Nietzsche ein Problem bis zum Ende seines bewußten Lebens: Worin besteht die moderne Decadence ...“ (S. 82)

Es ist sonderbar, wie wenig ich diese vielbesprochene und belästerte Decadence spüre! Überall wittre ich Morgenluft, freilich über genug Moder und Unrat. Eine Phase der Menschheit liegt in der Agonie, und eine junge Zeit steht schon auf der Schwelle — es wird wieder eine Lust zu leben.

„Durfte Nietzsche seinen ‚Richard Wagner in Bayreuth' in jenem dithyrambischen Stile schreiben, den er gewählt hat? Schon hier ist die Frage erlaubt, ob dies nicht — ich sage nicht Verstellung — sondern eine Unklugheit gewesen ist." (S. 86)

Ich verstehe diese Handlung als eine Tat der Unmündigkeit großen Stils, als eine Inkongruenz von Trieb und Zug, von Gefühl und Einsicht, wie sie leicht bei geistig-moralischen Riesenkindern zur Zeit ihrer Mutation — hier hab ich den rechten Ausdruck! — vorkommen mögen. Die ebenmäßigen Zwerge haben da wohl gute Gelegenheit, aber kein Recht zur Kritik.

„Diese Tatsachen scheinen keinen Zweifel zuzulassen, daß Nietzsches Schriften zu einer Zeit verfaßt worden sind, wo der Autor noch aller seiner Fähigkeiten Herr war." (S. 94)

Er goß seinen ganzen Geist hinein — der Rest war Wahnsinn. — Nicht die Zurechnungsfähigkeit dieses

Geistes dürfen wir anzweifeln — dies tun nur die Zwerge, die den Riesen weder widerlegen, noch in sich auflösen können — wohl aber steht uns das Recht der Kritik frei, ob dieser sein gesunder Geist (d. h. sein Geist in seiner Gesundheit) oder besser: wie weit er zureichend war, also wie weit seine Lehre Gültigkeit hat.

„Nietzsche erklärt, daß die Menschheit, im ganzen gerechnet, keine Art von Ziel verfolgt.“ (S. 103)

Sie verfolgt freilich kein ‚Ziel‘, aber sie nimmt einen ‚Weg‘! den Weg ihrer organischen Entwicklung.

„Ich bin überzeugt, daß Nietzsche tatsächlich ein wohl gefügtes und gegliedertes System im Kopfe hatte und es lediglich deshalb nicht in systematischer Form entwickelt hat, weil sein Gesundheitszustand ihn zwang, seine Gedanken in aphoristischer Form niederzulegen.“ (S. 110)

Eine ganz falsche Anschauung. Nietzsches ‚große Vernunft‘, die war wohl ein Ganzes, das heißt die prästabilierte Summe von Welterkenntnis, welche sie ihrer Anlage nach enthielt, und bei ungebrochener Entwicklung am Ende auch gezeitigt hätte, aber vielleicht auch da nur in diesen chaotisch hervorgewirbelten Bruchstücken, zu deren Ordner und Füger — Homeros! — er

nicht geboren war. Dies die Art seiner Natur zu produzieren, die einen eigentümlichen Vergleich mit der des Buddha, Sokrates, Mohammed, und genug andrer kleinerer Feuergeister zuläßt. Es ist hier weder zu tadeln noch zu jammern, einfach seines Geistes Fülle zu genießen. Freilich ist nicht jedes Meer heiß genug, das Getriebe dieser Eisblöcke zu zerschmelzen und, sich selber kühlend, zu sich zu verwandeln.

„Nietzsche fürchtet sich nicht, die kühne Frage aufzuwerfen: Warum Wahrheit? Warum nicht lieber Irrtum? Warum Gut und nicht lieber Böse?“ (S. 113)

Weil die Menschheit wie alles Leben nach dem positiven Wertzeichen hin schafft! Wahr, recht, gut, stark, weise, schön, sind lebenerhaltende, -fördernde, -erhebende Eigenschaften. Sollen wir wirklich nach dem Irrtum, der Häßlichkeit, der Schlechtigkeit, der Dummheit hinstreben? Denn im Willen zu diesen Dingen liegt unsere Moral. Die christlich-pessimistisch-plebejischen Krankheiten dieser Moral zu heilen, das ist unsere Aufgabe, die eine ewige sein wird. — ‚Nichts ist wahr, alles ist erlaubt‘ — auch etwa ein Zweifel an diesem Satze? Nun, ich bezweifle sein Recht nicht, aber wenn alles erlaubt ist, so wird — das Starke recht haben!

„Aber der Mensch, der so [gemäß dem christlichen Ideal] denkt und danach handelt, wird ebenfalls nur durch einen Instinkt getrieben, denn der Instinkt ist der letzte Beweggrund aller unserer Handlungen; nur daß hier der Instinkt verdorben ist.“ (S. 115)

Verdorben! vielleicht nur nicht so erkenntnisreich wie dieser greise Denker. Der Trieb nach Wahrheit ist nichts andres als der Entwicklungsdrang unseres Erkenntnisvermögens; ihm wissentlich und willentlich zuwiderhandeln, das könnte nur ein erkrankter Geist, der an seinen natürlichen Wachstumsgrenzen angelangt ist. Der Trieb nach dem Guten aber, wenn er auf einer höheren Stufe der Reife von der abergläubischen, kindermäßigen Hoffnung auf eine Belohnung durch den Himmelspapa befreit ist, ist kein anderer als der nach Erhöhung und Verschönung des Lebens, oft nicht anders zu erfüllen als durch Preisgabe des eignen. Die Feigheit ist das gemeinste Mittel zur Auslöschung des Triebes zur Macht.

(Nietzsche:) „Ich sage Ja zu allem, was das Leben schöner, intensiver und liebenswürdiger macht. Wenn es mir erwiesen scheint, daß die Instinkte, welche die gegenwärtige Moral als schlecht bezeichnet — zum Beispiel Härte, Grausamkeit, List — imstande sind, die Vitalität des Menschen zu vermehren, so werde ich zum Bösen und zur Sünde Ja sagen.“ (S. 116)

Dies — unterstreiche ich, das alles sogar doppelt. Nun aber: Was macht das Leben schöner, intensiver, liebenswürdiger? Dies ist die Frage! Und nun sage er mir des Folgesatzes wegen sofort, ob Grausamkeit und List (Lüge! Treulosigkeit!) es tun, oder ob sie sich nicht vielmehr als dumme Teufel vom Schwanze her abweiden! — Aber freilich, da alle Dinge zum Leben führen, dem Leben dienen, so tun es auch die Dummeteufeleien: indem wir sie energisch verneinen, bejahen wir unser Leben; virescit volnere virtus.

(Nietzsche:) „Und wenn ich entdecke, daß die Wahrheit, die Tugend, das Gute, mit einem Worte alle von den Menschen bisher verehrten und geachteten Werte, dem Leben schädlich sind, werde ich zu Wissenschaft und Moral Nein sagen." (S. 117)

So spintisiert er, aus Liebe zum Guten! Und preist am andern Orte die Tugend, die seinen Untergang will! — Vielleicht liegt das Zuviel in dem übertriebenen ‚wenn — so!' für ‚wo — da'.

„Der Staat ist in seinen Anfängen wahrscheinlich eine furchtbare Tyrannei, die eine Horde von mächtigen Raubtieren, die sich zu Raub und Plünderung verbündet haben, einer friedlichen, aber schlecht organisierten Masse aufzwang." (S. 128)

Ich halte diese Anschauung für falsch. Der Menschenstaat, sicher, ging von der Familie aus, von der Herde, in der sich dann freilich eine Unterdrückung der Instinkte als Gesetze des Zusammenlebens (vor allem mit größeren Herren!) herausbildete.

„Der Mensch hatte von nun an ein inneres Leben, das ihn zu einem ungleich interessanteren Tiere machte, als die bestia triumphans, — aber auch zu einem kranken . . .“ (S. 129)

Konnte er, auf dem Weg zum Übertier, ‚der Krankheit entraten‘?

„— das aristokratische und klassische Ideal Frankreichs nach zweihundertjähriger Größe in den blutigen Stürmen der Revolution untergegangen —“ (S. 133)

Eigentlich wo Nietzsche dies Wort anwendet, vergißt er immer, daß sein aristokratisches Ideal, sein Typus Herr, sich nur in wenig Menschenriesen, nie aber in ganzen Generationen realisiert hat. Es steckte freilich was Großes und Herrenmäßiges in den Grandseigneurs jener Zeit, aber wer mag aristokratische Ideale in dieser elenden Wirtschaft sehen? Napoleon aber ward von der heiligen Allianz besiegt, weil er nicht ‚heilig‘, groß oder doch gescheit genug war, dem auch von Nietzsche

verkannten Großmenschenzug in den aufgewachten und aufwachenden und noch mehr aufzuweckenden ‚Völkern‘ zu genügen oder ihn doch zu benutzen. Sein größtes Verdienst war ja, daß an ihm das Gesindeltum derer von Gottes Gnaden zutage trat. Daß er dessen Überbleibsel sich zuliebe schonte, ist sein Verhängnis geworden — eben die heilige Allianz. Er wußte mit den Sehnsuchten und Idealen der Menschen und der Völker nichts anzufangen, weil er selber davon leer war. Und er hätte über sie herrschen können, wie ein Herr und Halbgott, und das Herrenmäßige im Menschen nähren und mehren. An seiner Dummenteufelei ging er zugrunde.

„Die psychologische Analyse des Mitleidens offenbart uns zunächst, daß dieses Gefühl weder so uninteressiert ist, noch so bewundernswert, wie man von ihm behauptet.“ (S. 131)

Dies ist alles eine beklagenswerte Entstellung. Nietzsche kehrt sich gegen eine Sorte von Mitleid oder eine seiner Seiten und schmäht nun — unwürdig und ohne Glück dabei — totum pro parte. Das Mitleid oder das Mitleiden mag ein Irrtum, eine Torheit oder eine Krankheit sein — wohlan, so belehre und heile man es! — aber es ist kein Unfug. Es ist eigentlich nur eine Tatsache, eine naturnotwendige, schwere Tatsache —

mit der freilich der schnödeste Unfug getrieben wird. Werde ich einen Meßkrüppel bemitleiden oder einen Kretin (oder die Pfleger und Pflegerinnen solcher) in einer dieser Greuelanstalten? Nein! Ich werde vielleicht den einen sogar hassen, weil er frech und widerlich ‚vom Mitleid' lebt; aber ich werde, besonders in manchen Stunden am andern zu leiden haben — fast nur aus Grimm über das jammersälige Mitleid der christlichen Menschheit, über eine Humanität, die solches Umleben auf Kosten des Lebens pflegt und Zeter und Mord schreien würde, wenn ich solchen Greuel ‚entfernen' wollte. —

Das Mitleid ist vielleicht weniger eine Altersschwäche, als eine Jugendkrankheit des Menschen. Von Jugendkrankheiten aber gibt es — Genesungen. Und mancher ist nicht gesund zu nennen, der sie nicht gehabt hat!

„Die Zucht des Leidens, des großen Leidens — wißt ihr nicht, daß nur diese Zucht alle Erhöhungen des Menschen bisher geschaffen hat?"

W. VII, 180 (S. 137)

Man könnte hier eine Prinzipienfrage stellen: wie und wodurch und wozu leidet der höhere Mensch, und warum ist sein Leiden lebenerhöhend? Auch er leidet durch Unterdrückung von Instinkten, wie der Herden-

mensch und Sklave, einem höheren Willen gehorchend — aber dieser höhere Wille ist sein eigener! Er will dies und jenes am Leben höher und liebenswürdiger haben, er treibt Zuchtwahl unter seinen Instinkten und Begriffen und muß daher grausam in seinen Unterdrückungen sein. Er ist sich Herr und Knecht, und daher der ewige Krieg und Schmerz.

„Der Demokrat macht alle Menschen vor dem Gesetze gleich.“ (S. 139)

Ah! vor dem Gesetz! Nicht überhaupt gleich. Was hieran falsch ist, ist nur,- daß der ‚Adelige‘, der eigentlich ohne Gesetz adelig zu sein hat, wenn er sich gegen die Gesetze verfehlt — die doch alle nur Anstandsgesetze sind — nicht zehnmal härter behandelt wird als der Plebejer.

„Nietzsche betrachtet die natürliche Ungleichheit der Geschlechter als ein notwendiges Gesetz, da die Liebe für den Mann nicht von derselben Bedeutung sei, wie für das Weib.“ (S. 140)

Wenn die Liebe im Leben des Mannes nur eine Episode ist, so ist sie doch jene Episode, die ihm die Kraft und das Glück für seine Epochen macht. — Das gilt aber nur dem gereiften und fruchtbaren Mann; der

wachsende Knabe stählt sich in der Entbehrung. Und der Unfruchtbare?

„Die Neuzeit — wie sie versucht hat, den Sklaven zu verherrlichen, trachtet sie danach, das Weib zu vergöttlichen.“ (S. 142)

Vergöttlichen wäre natürlich Unsinn. Wie aber ‚vermenschlichen‘? Soll das Weib auf dem Weg zum Übertier zurückbleiben, und das Weib des Menschen keine Menschin sein? Dies ist gar keine Frage, und noch weniger das: daß Mann und Weib aneinander in die Höhe wachsen, bei vollkommener natürlicher Geschiedenheit ihrer Rollen. Werde nur der Mann größer und stärker und schöner, und das Weib — ebenso, ad maiorem hominis gloriam. Und wenn mich ein Skeptiker auslacht, so sag ich ihm, daß das Weib bei diesem Programm durchaus nicht aus ihrer Rolle zu fallen braucht. Wenn es natürlicher, wilder und heißer wird, so wird es wohl gerade größer, stärker und schöner.

„Und darum bedarf das Weib auch eines starken Herrn, der imstande ist, es zu leiten und seine Mutwilligkeiten im Notfalle zu zügeln.“ (S. 143)

Wie abgeschmackt! Man sage einfach: ‚imstande, ihm zu genügen‘.

„Was Nietzsche vor allem bekämpft und mit seinem wildesten Hohne verfolgt, das ist das emanzipierte Weib, das die Furcht und Achtung vor dem Manne verloren hat.“ (S. 143)

Ich möchte doch auch mal gern diesen Mann sehen, der Furcht und Achtung einflößt!

„Wir haben das Glück erfunden — sagen die letzten Menschen und blinzeln —“ Werke VI, 19f. (S. 145)

Ich spüre etwas in mir von „letzten Menschen“, aber es schmeckt nicht nach erfundenem Glück. Wir haben noch den Willen und den Mut — unsere Feinde sagen auch: den Trotz — zum Leben, aber wir kämpfen schwer. Wir wollen ja nicht schlechtweg leben, leben um jeden Preis, sondern wir wollen nur unter gewissen Bedingungen leben; z. B. es soll schön sein, es soll einen Sinn haben — und die Häßlichkeiten und Sinnlosigkeiten, gegen die wir nichts vermögen, drohen uns zu ersticken. Und doch bahnen wir uns unsern Weg weiter, wie ein Nacktkämpfer durch die Schlacht — und es ist nicht immer schön — —

„Der Philosoph . . . ist in Wirklichkeit nicht ‚reiner Geist‘, sondern ein abgefeimter Advokat der Sache seiner Vorurteile — und zwar meistens moralischer Vorurteile.“ (S. 154)

Diese Hyperbel kommt vom Gewohnheitsschimpfen. Wie mag Nietzsche nur so wenig die heiße und tief menschenehrliche Mühe anerkennen, mit der schon so mancher Denkergeist das Geheimnis der Welten zu durchdringen suchte!

„Für Nietzsche ist die Illusion, die Lüge vielleicht die wesentlichste Lebensbedingung.“ (S. 158)

Das ist ganz sicher: die Illusion ist die schützende Atmosphäre des Lebens. Ohne Illusion leben bedeutet ein so fürchterliches Dasein, daß es nur der ausgesuchteste Geist durch eine lange Vorschule aller seelischen Martern ertragen lernt, dem Indianer gleich, der sich seine Lehr- und Friedensjahre hindurch im Ertragen von Qualen übt, um einmal am Marterpfahle des Feindes würdig zu bestehen. Wäre es möglich, der Menschheit (oder auch nur einem einzelnen Menschen) plötzlich alle, aber auch alle Illusionen zu nehmen, wirklich zu nehmen, sie würde sofort erfrieren und verdorren. Die meisten Selbstmorde sind vielleicht nichts anderes, als plötzliche Anfälle absoluter Desillusion. Selbstverständlich ist die Menschheit gegen diese Gefahr wohl geschützt. Und spaßhaft genug hat selbst der desillusionierte Starkgeist noch seine Illusionen, mindestens die, ‚die Wahrheit‘ zu haben! Und in dieses dünne, aber ihm köstlich dünkende Gefühl wickelt er sein fröstelndes Gebein.

„Es ist kein Zweifel, der Wahrhaftige in jenem verwegenen und letzten Sinne, wie ihn der Glaube an die Wissenschaft voraussetzt, bejaht damit eine andere Welt als die des Lebens, der Natur und der Geschichte ..."
W. V, 275 (S. 159)

In diesem Geständnis findet man sich wieder ganz in seinen Armen! Und es bliebe nun nur übrig, ihm lachend und weinend zugleich zu zeigen, daß — er sich täuscht! Daß es doch keine andere Welt ist, die der Wahrhaftige bejaht, und daß er dieser einen und einzigen dennoch unverloren bleibt, selbst wenn ihn ‚die Wahrheit' um Verstand und Leben bringt. Ich will gleich den Modus davon in einem Gleichnis andeuten: Es ist ein kolossaler Unterschied, ob einem Weltkörper die Atmosphäre weggeblasen wird, oder — ob er sie verschluckt! Im ersteren Falle wird er durch Verdunstungskälte erstarren, im letzteren durch Verdichtung erglühen. Es ist dies nur ein Gleichnis und eine Andeutung. Auf die Eiszeit der Wahrheit, die über verschluckten Illusionen triumphiert, folgt eine neue und erhöhte Lebensformation. Denn auch die Arbeit bleibt unverloren.

„Kant hat sich nicht gefragt: warum soll denn der Mensch diese Natur um jeden Preis erkennen wollen, die in prachtvoller Fruchtbarkeit unablässig neue Daseinsformen erschafft, um sie dann wieder unbarmherzig dem

sinnlosen Zufall zu opfern . . . Nietzsche erscheint die Leidenschaft zur Wahrheit als die moderne Form jener asketischen Grausamkeit, die zu jeder Zeit den Menschen getrieben hat, seinem Gotte das Kostbarste zu opfern."
(S. 159,160)

Hier ließe sich gleich — vielleicht vorlaut — die letzte Hoffnung oder Glaube oder Gewißheit des ewigen Suchers einwerfen: daß die Daseinsformen ‚in Stufen steigen, sich überwindend erhöhen', also das Leben jedes Opfers wert ist, wenn es nur dem Leben dient. — Und siehe, hier find ich mich ja wieder mit dem geliebten Lehrer zusammen. Ja, alles haben wir geopfert, selbst jene letzte Hoffnung, jenen letzten Glauben, jene letzte Gewißheit, den letzten Hauch einer Illusion, der uns noch erwärmte, nämlich: daß es unbedingt auch noch von uns, dem Menschen aus, mit Grazie ad infinitum in die Höhe ginge, und gaben uns dem Gedanken preis, — — — nein, wir gaben uns ihm nicht preis! Wir fühlten uns zwar zerschmettert auf der hoffnungslosen Höhe des Lebens angelangt, aber noch atmeten wir und spürten das Blut kreisen, und erhoben uns wieder und fragten kampfbegierig: ‚Was nun?' — Doch die Antwort braucht einen Frühling!

(Geschrieben 16. XII. 99)

„Der höhere Mensch ist wie ein Gefäß, in dem sich die Zukunft der Menschheit zusammenbraut; in ihm

gären, brodeln und arbeiten dunkel alle Keime, die eines Tages im Sonnenlichte sich entfalten werden." (S. 164)

Ich bin weit davon entfernt, dieser schönen Hoffnung, diesem innigen Glauben, dieser seligmachenden Gewißheit (! woher stammt sie denn anders als aus unserer Illusionenfabrik?) die Daseinsberechtigung abzusprechen; aber ich muß doch den großen Gottes-, Priester- und Philosophentöter fragen: Ist denn das keine Metaphysik? Wenn ich im tiefsten eigenen moralischen und physischen Elend das Herz an der künftigen, höheren Menschheit hochhalte und der unsichtbaren noch zujauchzen kann: ‚Vorwärts! vorwärts! herauf! über mich! über mich!' — Ist es, daß das zukünftige Leben schon einen so fühlbaren Keim in unser heutiges Herz, in das Menschenherz von jeher gepflanzt hat, daß wir an ihm in die Höhe leben! Dann reicht es, das Kommende, aber auch zurück ins Tierherz, in die Pflanzenseele, in das erste Zucken des Protoplasmas, und wohin noch? — Wenn aber dies keine Metaphysik ist, so ist es doch mindestens — höhere Biologie!

„Der Übermensch ist der Sinn der Erde. Euer Wille sage: der Übermensch sei der Sinn der Erde!"
W. VI, 13 (S. 164)

Käme nichts von diesem Geiste auf die Nachwelt, als diese heiligen Worte allein, es genügte, ihn unsterblich und zum Schöpfer eines neuen Lebens zu machen!

„. . . Für die Herren — und für sie allein — ist die Moral des Übermenschen geschaffen.“ (S. 168)

Einen Tropfen Gerechtigkeit, Reinlichkeit, Verstand und Mut in die heute bestehende Ordnung der menschlichen Gesellschaft, und es wird sich etwas bilden, wovon dies unpraktische Gehirn träumte. Warum aber diese Rangordnung so komisch klingt, liegt vermutlich zumeist in dem Imperativ, in dem es gegeben wird. Tatsächlich wird sich die menschliche Gesellschaft von selbst immer mehr nach diesem Plan kristallisieren. Wer könnte sie auch dazu zwingen, als das natürliche Gewicht der Dinge? Wie die Herde schaffen muß, um ihr Leben zu finden, so muß auch der Herr seinen Thron erwiegen durch die Macht seiner geehrfürchteten Persönlichkeit.

„Das Mitleid ist ihm [Zarathustra] nicht nur keine Tugend, sondern eine höchste Versuchung und die schrecklichste aller Gefahren.“ (S. 170)

Es gibt noch eine Gefahr, noch eine Versuchung hinter dem Mitleid: unter sich, soweit das Leben reicht,

nur noch minderes Leben sehen, annehmen müssen, daß es den gleichen Weg nehmen müsse, um über sich hinauszukommen, in die gleiche Höhe, und diese Höhe entweder nicht erreiche, also drunten bleibe, oder sie erreiche und dann einen ebenso trostlosen Blick hinunterwerfe, wie er selbst, der Melancholiker, dem die lebendigen Farben der Welt verblaßt sind. Das ist schlimmer denn Mitleid: es fehlt ihm die Güte.

„Der Weise . . . sucht also nicht das Glück, sondern die Aufregung des Spiels; und wenn er einen guten Wurf geworfen hat, fragt er sich mißtrauisch: Sollte ich mit falschen Würfeln gespielt haben?" (S. 172)

Die guten Würfe dienen zu höheren Einsätzen.

„So sorgt doch, daß das Leben aufhört, welches nur Leiden ist!" W. VI, 64 (S. 173)

‚Eh du das lebende Leben beschwerst,
Sorge, daß du von hinnen fährst!'
Den Lehrer aber frag ich, schmerzbeklommen:
Wie fang ich's an, um nicht zu spät zu kommen?

„. . . der mächtigste Gedanke, der von der ewigen Wiederkunft aller Dinge . . .“ W. XII, 122 (S. 178)

Ich ehrfürchte wahrhaftig die Welt auch; aber die Annahme dieser Absurdität, um mir ihre Ungeheuerlichkeit zu beweisen und meinen Mut an ihrer Dochnochbejahung trotz dieser Langweilerei zu erproben, das hab ich nicht nötig. Ich hab an der einfach unendlichen Welt, an der ewigen Unerschöpflichkeit ihrer Kombinationen gerade genug. — Übrigens habe ich hier zu wiederholen, was ich in der Fröhlichen Wissenschaft zu Aph. 341 angemerkt: ohne die Rück- (und da es ein Ring ist auch Vor-?) erinnerung der unzähligemal erlebten Fälle wiegen diese alle Male nicht schwerer als das jetzige mir bewußte einmal.

„Wenn das Leben an sich keinen Sinn hat, so weiß ich ihm einen zu geben.“ (S. 182)

Dies ist die höchste und glanzvollste Rebellenschaft. Um ihretwillen hat das Leben, wenn es an sich keinen Sinn hat, dadurch einen Sinn, daß es diesen Sinnträger schuf.

„‚War das — das Leben?‘ will ich zum Tode sprechen. ‚Wohlan! Noch einmal!‘“

W. VI, 461 (S. 184)

Ja, so, als Gebet oder Kernfluch, als Gesinnung läßt sich der Gedanke mitdenken. Nun, ich sagte ja auch dort schon (F. W. 341): wer das Leben einmal bejaht, bejaht es für immer wieder. Aber meine *Form* braucht deswegen nicht ewig wiederzukehren — *dafür kehre ich, der schmerzhafte und glorreiche Funke Leben, in unendlichen Formen wieder.* Das ist *meine* ewige Wiederkehr des Gleichen!

„Was mehr wert ist als jedes System, das ist *die Natur* des Philosophen selbst.“ (S. 195)

Dies ist das Wort! Denn nun kommt erst der Zwiespalt für das praktische Leben: zwischen dem, was einer ist, und dem, was er *tut*, oder fast besser: was ihn das widerstrebende Leben tun läßt. Der ungemessenen Entwicklung nach innen steht nach außen eine niedrige Stalldecke entgegen. Der nach innen nahezu schrankenlos freie Mensch bewegt sich in einem engbegrenzten, geschlossenen Raum, und das Gefängnis seines freien Willens fängt noch innerhalb seiner eigenen Haut an, und eben diese immer und immer wieder zu durchbrechen, erschöpft oft das ganze *Tun* einer *Natur.*

„Alle Menschen sind zwar gleichzeitig Individuen und Herdentiere; aber bei dem einen ist die Sorge um seine eigene Persönlichkeit, bei dem andern die Sorge um die Herde, der er angehört, vorherrschend.“ (S. 198)

Und wohlbemerkt: die vernünftige Sorge um die Herde schließt die um die eigene Persönlichkeit ein, insofern diese ein Glied jener ist. Und hier ergibt sich ein nicht unwichtiges Unterscheidungsmerkmal: es ist Schafsnatur, blind und taub für sich zu sorgen; aber Sorge um die Herde verrät — Hirtenblut. Dies den Übermenschen!

„Die faktische Übertragung der Lehre vom Übermenschen ins Praktische erfordert eine Tatkraft, wie man sie nur selten antrifft.“ (S. 200)

Erlaube: die faktische Übertragung der Lehre vom Übermenschen ins Praktische würde sie und damit ihn — verwandeln! Nietzsche ist ein reiner Denker (also reiner Tor!); er hat nie die staatenbildende, Völker lenkende und schmiedende Hand an einen Stoff gelegt. Wenn Gott seine Kraftbücher liest, wird er manchmal lächeln und brummen: Fritzle, du renommierst.

„Nietzsche wird aller Wahrscheinlichkeit nach ein Einsamer, ein ‚Einsiedler‘ auch für die Nachwelt bleiben, wie er es für die Mitwelt gewesen ist.“ (S. 201)

Dies glaub ich nicht! Er wird im Gegenteil die schönste Gemeinde haben, die je ein Lehrer der Menschheit gefunden hat. Das Beste vom Menschen wird ihm zufliegen, und ich hoffe, als der Nächste an seiner Brust zu liegen.

*

Schlußbemerkung Götts zum ‚Anhang‘,

in dem dargelegt wird, daß eine der anscheinend paradoxesten Hypothesen Nietzsches nicht das rein individuelle Ergebnis einer „anormalen“ und „krankhaften“ Einbildungskraft sei, sondern von 1871 bis 1881 gewissermaßen in der Luft gelegen, da drei so verschiedene Denker wie Nietzsche, Blanqui und Le Bon sie jeder auf seinem Wege gefunden hat. (S. 209)

Ich kenne noch einen vierten, der im Jahre 1891 oder 1892 auf dieselben Sprünge kam, ein oder zwei Jahre bevor er die wirkliche Bekanntschaft Nietzsches machte. Aber ich war doch wohl glücklicher; denn ich kam wieder davon los.

Zur selben Zeit, aber unabhängig von dieser Spekulation, war ich der Schauplatz noch einer andern — zugleich ein Beispiel, wie Ideen selbständig auftreten, sowohl im gleichen Kopf als auch in verschiedenen Gehirnen: ich dachte mir nämlich wie die Bewegung im

Raum (und in der Kausalität), auch die in der Zeit kreisläufig, so daß wir nach einer unendlichen Umdrehung, nach einer Ewigkeit wieder zum selben Zeitpunkt zurückkehrten — was auch eine ewige Wiederkehr des Gleichen ergäbe, aber nicht mehr das Gleiche noch einmal und ewig noch ewigmal, sondern immer nur wieder das eine, das ewig eine Mal, das wir heute leben. Diese ewige Wiederkehr geschähe aber nur auf einem müßigen Spaziergang eines denkenden Gehirns, nicht in der absoluten, leidenden und streitenden Wirklichkeit, und man ist nicht gezwungen, die Ewigkeit spazieren zu denken. Sie spiegelt sich nur in diesem Gedanken.

Emil Götts Gesammelte Werke
liegen in drei Bänden vor, herausgegeben von Roman Woerner

Erster Band
Bildnis. Vorwort. Biographische Einleitung.
Gedichte. Sprüche. Aphorismen

Zweiter Band
Der Schwarzkünstler (Lustspiel)
Edelwild (Dramatisches Gedicht)

Dritter Band
Mauserung (Lustspiel)
Fortunatas Biß (Dramatisches Gedicht)

(Das Aufführungsrecht der dramatischen Werke ist von E. Karl Zeise-Gött, Freiburg i. B., zu erwerben)